

Christsein ist möglich

Was die Bergpredigt uns heute wirklich zu sagen hat

Hans Schwarz

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Einleitung

I. Gottes Wertmaßstäbe sind anders .

1. Vor Gott gelten andere Werte
2. Nicht aus eigener Kraft

II Wozu Christen da sind

1. Keine Verwirklichung hoher Ideale
2. Christen leben in der Welt und für die Welt .
3. Christen erfüllen in der Welt eine wichtige Aufgabe

III Eine andere Gerechtigkeit

- 1 Jesus ist kein Revolutionär
2. Jesus ist die Erfüllung des Gesetzes
3. Jesus und die neue Gerechtigkeit

IV Unser Mitmensch

1. Nicht Tod, sondern Leben
2. Wider die Alternative: Gott oder Mitmensch
3. Nicht Almosen, sondern Versöhnung

V. Eine neue Ehemoral

1. Jesus wies von der juristischen Form auf das Wesen der Ehe
2. Ehe ist eine von Gott gewollte, ganzheitliche Lebensbeziehung
3. Ehe als Seinsstatus bewährt sich immer im Werden

VI. Was gilt unser Wort?

1. Wir leben mit einer Inflation von Worten
2. Unwahrhaftigkeit zerstört Gemeinschaft
3. Der schmale Pfad der Wahrheit

VII. Wider die Ellenbogengesellschaft

1. Wir wollen nichts geschenkt haben
2. Wie Du mir so ich Dir - das Gesetz einer gefallenen Welt
3. Christen als Wegbereiter der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes

VIII. Ich rate euch zur Fernstenliebe

1. Feindesliebe erfordert persönliches Engagement
2. Feindesliebe als Kennzeichen Gottes
3. Feindesliebe als Kennzeichen der Christen

IX. Vom rechten Beten

1. Beten - eine Fremdsprache
2. Beten - weder Selbstdarstellung noch Magie
3. Beten - Zentrum des christlichen Glaubens

X. Worauf man bauen soll

1. Die Bergpredigt führt zur Betroffenheit
2. Die Bergpredigt führt in die Relativität
3. Die Bergpredigt gibt eine neue Festigkeit

Wir leben in einer unruhigen und verwirrenden Zeit. Vieles Überkommene erweist sich als unbrauchbar oder zerbricht unter den Anforderungen der Gegenwart. Dies zeigt sich im persönlichen wie auch gesellschaftlichen und politischen Leben sowie an den Strukturen, die davon abgeleitet werden. Doch das Neue ist vielerorts noch nicht erkennbar. In dieser Epoche des Umbruchs und der Unsicherheit wird überall nach neuen, tragfähigen Fundamenten Ausschau gehalten. Dabei wird auch dem religiösen Feld wieder mehr Bedeutung geschenkt, denn man erkennt, dass die reine Rationalität das Menschliche verkümmern lässt und die vermeintliche Domestizierung der Natur an bedrohliche Grenzen gelangt ist.

Während sich immer noch viele Menschen Europas der fernöstlichen Religionswelt zuwenden, um von dort neue Impulse für den Umgang mit sich selbst und ihrer Umwelt zu empfangen, erkennt man in zunehmendem Maße, dass zwar in den fernöstlichen Religionen reizvoll Neues verborgen ist, sie jedoch weithin auf die von uns mitverursachten Problematiken nicht anwendbar sind. Deshalb sucht man verstärkt auch wieder, oft unter Umgehung der etablierten Konfessionsstrukturen, zur Weltbewältigung sich den Reichtum des biblischen Glaubens zu erschließen. Dabei fasziniert besonders die Bergpredigt.

Wie man beim Vergleich der Bergpredigt mit der Feldpredigt des Lukasevangeliums (Lk 6,20-49) erkennen kann, liegt beiden eine gemeinsame Quelle zugrunde, die, wie uns Exegeten übereinstimmend versichern, eine Summe der historisch gesicherten und theologisch charakteristischen Aussagen Jesu von Nazareth darbietet. Man kann gleichsam von einem Vermächtnis der Predigt Jesu sprechen, das uns der Evangelist Matthäus in drei Kapiteln (Mt 5-7) überliefert hat. Die Bergpredigt enthält in konzentrierter Form die uns geläufigsten ethischen Lehren Jesu, begründet in der alles überragenden Forderung Gottes nach völligem Gehorsam. Dadurch unterscheidet sie sich von jeder humanistischen Ethik.

Schon bei der ersten Predigt Jesu gingen allerdings die Meinungen auseinander, ob sich seine Worte einfach auf die Gegenwart übertragen ließen. Heute neigt man oft dazu, in der Bergpredigt ein Rezept für eine helle Welt zu sehen. Doch Liebe gegenüber dem Nächsten und der Umwelt ist nur für den lernbar, der sich selbst als von Gott geliebt versteht. Somit richtet sich die Bergpredigt zunächst an die Christen selbst, aber nicht an *die* Politiker oder *die* Anderen. Auch die Christen leben zu Gott in einem gebrochenen Verhältnis. Allzu oft bleibt ihr Bekenntnis zur Liebe Gottes durch ihre Taten zugedeckt, und sie erkennen dann, dass sie ohne die vergehende Gnade Gottes, von der her sie alle Tage neu leben dürfen, in der Welt nicht bestehen können.

Wir wollen in den nachfolgenden Kapiteln die wichtigsten ethischen Aussagen der Bergpredigt in ihrem ursprünglichen Sinngehalt erfassen, um gleichzeitig zu fragen, ob und inwieweit sie uns heute noch Verständnishilfen und Leitlinien im Umgang mit uns selbst, der Umwelt und den uns darin begegnenden Menschen geben können. Dabei werden auch wir uns fragen lassen müssen, ob und inwieweit wir uns im Lichte dessen verstehen, der die Welt im Innersten zusammenhält und ihr Richtung, Ziel und Sinn gibt.

Dieser Auslegung der wichtigsten Passagen der Bergpredigt liegt eine Predigtreihe mit anschließender Diskussion zugrunde, die von der evangelischen Gemeinde Neupfarrkirche in Regensburg in Zusammenarbeit mit der evangelischen Studentengemeinde veranstaltet wurde und sich, wie schon vorhergehende Predigtreihen, regen Zuspruchs erfreute. Allen Beteiligten sei für ihr Interesse und ihre Anregungen hiermit herzlich gedankt. Dank gebührt auch Frau Bärbel Berger, die das Manuskript erstellte, sowie Herrn Rudolf Zwank, der tatkräftig beim Korrekturenlesen half.

Die Bergpredigt, wie sie in Mt 5-7 vorliegt, hat immer wieder Menschen zum Nachdenken und zur Nachahmung angeregt. Wir könnten hier zum Beispiel an den Kirchenvater Augustin und seine Auslegung der Bergpredigt denken oder an den Hindu Mahatma Gandhi, der seinen Landsleuten Abschnitte der Bergpredigt als Beispiele exemplarischer Lebensführung vortrug. Wir werden die Faszination der Bergpredigt schnell verstehen, wenn wir uns wichtige Abschnitte der Bergpredigt unter dem Gesichtspunkt ihrer ethischen Relevanz ansehen und sie befragen, was sie uns heute für unser Leben sagen kann und soll.

Die Auslegung der Bergpredigt, die in Kurzform auch in der Feldrede des Lukasevangeliums (Lk 6,20-49) wiedergegeben wird, war oft umstritten. In frühester Zeit erkannte die junge christliche Kirche, dass die Bergpredigt Weisungen für die Nachfolger Jesu enthält. Die alte Kirche jedoch war sich dessen nicht mehr so sicher und entschied zwischen den biblischen Geboten, das heißt dem Dekalog, und den evangelischen Räten, wie sie etwa als Aufforderungen in der Bergpredigt vorliegen. Nicht ganz unberechtigt wurde angenommen, dass man vom Durchschnittschristen kaum recht viel mehr als das Einhalten der Zehn Gebote verlangen könne, wogegen etwa Mönche oder Kleriker, die einen höheren Vollkommenheitsgrad anstreben, auch die radikalen Forderungen der Bergpredigt zu erfüllen hätten. In dieser Unterscheidung kommt eine Beurteilung der Bergpredigt zum Ausdruck, die auch uns bei einer Lektüre leicht nahe liegt, nämlich, dass die Bergpredigt wirklichkeitsfremd ist; sie widerspricht dem, was wir tagtäglich als Wirklichkeit erfahren.

Obwohl Martin Luther in vielen seiner Lehren die biblischen Aussagen zur Norm erhob, schränkte auch er die Geltung der Bergpredigt ein. Wie die meisten Reformatoren behauptete er, dass die Bergpredigt grundsätzlich für alle Christen verbindlich sei, aber nur soweit sie das persönliche Verhalten betreffe und der Nächste davon keinen Nachteil habe. Der einzelne Christ solle also den Weisungen Jesu, wie sie in der Bergpredigt ausgedrückt sind, in seinem persönlichen Verhalten nachkommen, er dürfe das aber nicht auf Kosten des Nächsten tun. Vor allem, wenn ein Christ im Staat oder in der Gesellschaft öffentliche Angelegenheiten zu verwalten hat, dürfe er nicht mit den Prinzipien der Bergpredigt die Welt zu regieren versuchen. Damit unterschied sich Luther grundlegend von den Schwärmern, die die Forderungen der Bergpredigt ohne Einschränkungen und ohne Abstriche in der Welt verwirklichen wollten, auch im gesellschaftlich-politischen Raum. Wie das Beispiel Thomas Müntzers zeigt, blieben sie mit ihren utopischen Verwirklichungsplänen schnell auf der Strecke, oder sie wandten sich, wie viele Wiedertäufer, von der Welt ab und versuchten, unter Gleichgesinnten ihre eigene heile, christliche Gemeinschaft aufzubauen.

Obwohl sich auch heute noch die Geister daran scheiden, inwieweit man das in der Bergpredigt Geforderte verwirklichen könne, vertreten zumindest die meisten Theologen die Meinung, dass wir weder dem selektiven Prinzip Luthers noch dem naiven Verwirklichungsstreben der Schwärmer folgen sollten. Wir können die Bergpredigt weder im ganzen noch in ihren Einzelaussagen richtig verstehen, wenn wir außer acht lassen, dass sie aus der Verkündigung Jesu heraus entstanden ist.

Die Verkündigung Jesu fing mit der programmatischen Feststellung an: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!" (Mk 1, 15). Diese Verkündigung mitsamt der Bergpredigt bezeugt, dass das Ende der Welt und das unseres eigenen Lebens nahe bevorsteht, und ruft uns deshalb angesichts dieses nahen Endes zur Umkehr, zur Buße und zum Glauben an die Güte Gottes auf. Wir können und dürfen die Bergpredigt nicht

als Katalog von Forderungen oder Vorschriften verstehen, sondern als *Aufruf zur Erneuerung unseres Lebens angesichts des drohenden Endes*. Damit wird die Bergpredigt auch für unsere Zeit wieder aktuell. Wenn auch manche Menschen es noch nicht wahrhaben wollen: Es stehen genug drohende Wolken am Horizont, die uns daran erinnern, dass wir nicht so weiterleben können und dürfen wie bisher.

I. Gottes Wertmaßstäbe sind anders

Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf einen Berg. Er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden und lehrte sie.

Er sagte:

Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Selig, die keine Gewalt anwenden; denn sie werden das Land erben.

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden.

Selig, die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden.

Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen.

Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.

Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt.

Matthäus 5,1-12

Wenn wir uns dem ersten Abschnitt der Bergpredigt, den sogenannten Seligpreisungen zuwenden, fällt es uns zunächst schwer, etwas grundlegend Neues in ihnen zu erkennen. Seligpreisungen gibt es auch anderswo in der Bibel. Wir brauchen hier nur an Psalm 1 zu denken, wo es heißt: "Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern Freude hat an der Weisung des Herrn, über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht." Hier wird der selig genannt, der sein ganzes Leben dem Studium des Gesetzes und seiner Umsetzung ins Leben widmet. Auch in der Weisheitsliteratur und der Apokalyptik, also der Literatur, die zur Zeit Jesu im Judentum vorherrschte, begegnen wir vielen Seligpreisungen. Selbst in der Profanliteratur findet man sie; so heißt es etwa beim römischen Dichter Horaz: "Selig ist der, der ferne der Arbeit ist." Seligpreisungen entstanden oft aus der Lebenserfahrung und enthalten beachtenswerte Lebensweisheiten.

Wenn wir uns die Seligpreisungen in Mt 5,3-11 ansehen, begegnen wir dort Lebensweisheiten ganz besonderer Art. Sie fassen nicht die Erfahrung eines langen Lebens zusammen oder ergeben sich aus der Weisheit ganzer Generationen. Weil Jesus, der der Messias genannt wird, sie ausspricht, sind sie die Lebensweisheiten dessen, der von Gott gesandt und mit ihm eins ist.

Wenn er sagt: "selig sind" - man kann das heute etwa mit "wohl denen, die" oder "die dürfen sich freuen, die" übersetzen - so will er uns sagen, dass ein gottgemäßes Verhalten bestimmte Charakteristika hat. Die Seligpreisungen lassen sich in zwei Gruppen unterteilen, von denen die eine uns sagt, wie Menschen aussehen, die Gott liebt, und die andere, was Menschen tun, die Gott liebt. Beide Aussagen können nicht voneinander getrennt werden, denn sie ergänzen und bestätigen sich gegenseitig.

1. Vor Gott gelten andere Werte

Wenn wir fragen, welche Menschen Gott liebt, bemerken wir sofort, dass sie ganz anders aussehen, als wir selbst. Sie sind auch ganz anders als Menschen, die wir als liebens- und verehrens-wert erachten würden. Unsere Leitbilder sind weitgehend von starken, selbstbewussten und erfolgreichen Menschen geprägt, die zudem treu und verlässlich sind. Es sind Menschen, denen wir gerne gleichkommen möchten, die in irgendeiner Weise über uns stehen, zu denen wir emporschauen können und gleichsam vor und über uns auf einem Podest stehen. Oft nehmen sie für uns fast übermenschliche Qualitäten an, und wir schreiben ihnen Taten zu, die wir wohl gerne selbst vollbrächten, aber die uns kaum je gelingen.

Menschen, die nichts erreicht haben im Leben oder gar unter die Räder gekommen sind, die in dieser Welt nichts zu sagen haben, sind in unserer Zeit nicht gefragt. Wir benutzen sie höchstens als Kontrastmittel, damit wir uns einreden können, wir seien doch besser als sie, hätten es im Leben zu etwas gebracht und stünden nicht ganz erfolglos da. Unsere Vorbilder sind die, die sich nicht unterkriegen lassen, die nicht unter die Räder gekommen sind und die in der Welt den Ton angeben. In den Seligpreisungen zeigt uns Jesus jedoch den ungeheuren Unterschied zwischen den Menschen, die wir zum Vorbild nehmen, und denen, die Gott als vorbildlich anerkennt.

Nach Jesus dürfen sich die freuen, die arm sind vor Gott, die trauern, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit und die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. So kommt es zu einer Umwertung all unserer Werte. Nicht das wird für wertvoll gehalten, was sich in der Welt bewährt und vor unseren Augen etwas gilt, sondern gerade das, was in der Welt als wertlos und verachtenswert gilt. Es überrascht deshalb nicht, dass man von den ersten Christen als dem "Abschaum der Menschheit" sprach, von einem "Gesindel", das sich nicht mit den stolzen, selbstbewussten und sich oft rücksichtslos durchsetzenden römischen Bürgern vergleichen konnte. Auch Friedrich Nietzsche hatte wohl Passagen wie die Seligpreisungen vor Augen, wenn er von dem christlichen Glauben als einer "Sklavenmoral" sprach, und ebenso Alfred Rosenberg in seinem *Mythus des 20. Jahrhunderts*, wenn er vom Christentum als einer "Feigheitslehre" redete, "wodurch sich die europäische Gesellschaft geradezu als Hüterin der Minderwertigen, Kranken, Verkrüppelten, Verbrecherischen und Verfaulten" entwickelte. So kann man in der Tat reden, wenn man die Seligpreisungen mit dem vergleicht, was in unserer Welt gilt, und nichts von dem verstanden hat, worauf es Jesus ankam.

Wenn Jesus sagte: "Selig [sind], die arm sind vor Gott", meinte er damit nicht, was man zynischerweise über das Eingangstor des Auschwitzer Konzentrationslagers schrieb: "Arbeit macht frei." Er meinte damit auch nicht die Interpretation des christlichen Glaubens durch Karl Marx, der behauptete, dieser Glaube besage, dass die, die in der Welt arm sind, sich weiterhin untätig und von den Kapitalisten abhängig verhalten sollten, denn ihnen stünde ein besse-

res Jenseits offen. Schon die sorgsame Lektüre des Alten Testaments hätte mit solchem Unverstand unmissverständlich aufgeräumt.

Im Alten Testament wird man das Gefühl nicht los, dass die Armen unter Gottes besonderem Schutz stehen. Er will nicht, dass die Armen ausgebeutet, missachtet und geschunden werden, und wenn sich keiner für sie einsetzt, dann wird er es selbst tun. Wir hören immer wieder im Alten Testament, dass Gott auf der Seite der Armen steht und ein Ankläger der Reichen ist, der an ihr Gewissen appelliert und sie fragt, wie sie unbekümmert in Reichtum leben können, wenn neben ihnen die Armen dahinvegetieren. Im Neuen Testament wird diese Überzeugung durch Jesus weitergeführt. Wir bemerken dies besonders deutlich im Lukasevangelium, etwa beim Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus. Der Reiche, der sich in diesem Leben nicht um den Mitmenschen kümmert, wird auch im jenseits isoliert dastehen.

Aber die Verheißung: "Selig, die arm sind vor Gott", hat nicht nur eine soziale Dimension. Hinter ihr steht auch eine religiöse Wirklichkeit. Wenn man arm ist vor Gott oder, wie es in einer traditionellen Übersetzung heißt, "arm ist im Geist" und vor Gott nichts vorbringen kann, ist man Gott angenehm. Was damit gemeint ist, wird uns an Luthers Sterbestunde deutlich. Dieser Mann, der sich sein ganzes Leben lang für das Evangelium und die Verbreitung des Wortes Gottes eingesetzt hatte, bekennt auf seinem Totenbett: "Wir sind Bettler, das ist wahr." Wir können vor Gott nichts vorweisen, was uns ihm angenehm machen könnte. Wenn wir das erkannt haben und so ganz arm vor Gott hintreten, ganz auf ihn vertrauend, dann wird er uns nicht verwerten. Wenn wir allerdings vorgeben, besser zu sein, als wir wirklich sind, wenn wir uns und Gott vormachen wollen, wir hätten immer nach seinem Willen gelebt, dann verkehrt sich diese Seligpreisung in eine Verwerfung.

Diese Seligpreisung wird also nicht nur den Armen zugerufen, sondern sie ist auch an uns gerichtet und fragt uns, wie wir Gott begegnen wollen. Sind wir wie Besitzende, die dauernd darauf achten müssen, ihren Besitzstand zu wahren, und werden so von einem Kompromiss zum anderen getrieben, oder können wir uns von den Wertmaßstäben dieser Welt freimachen und auf Gottes Gnade vertrauend unser Leben führen? Leben wir im Vertrauen auf uns selbst und unsere eigene Leistung, oder wagen wir, unser Leben ganz Gott anheimzustellen, so dass wir haben, als hätten wir nichts?

Eng an diese Verheißung fügt sich die Seligpreisung der Trauernden an. Auch hier wird die Erfahrung einer Welt bezeugt, die von Trauer und Schmerz zerrissen ist, eine Welt, die daraufhin drängt, dass diese uns Kummer bereitenden Phänomene abgelöst und ersetzt werden. Auch die Seligpreisungen derer, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, bergen in sich den Hinweis auf eine andere Welt. Gerechtigkeit ist kein Charakteristikum unserer gegenwärtigen Welt. Selbst in einer vorbildlichen Demokratie hat die Gerechtigkeit oft Züge der Ungerechtigkeit und des geradezu Unmenschlichen, besonders dann, wenn das Einhalten von Gesetzen wichtiger wird als das Wohl der Menschen. Gerechtigkeit ist vielmehr ein endzeitliches Phänomen. Erst wenn Gott inmitten seiner Menschheit wohnt, wird bei ihr Gerechtigkeit einkehren. Deshalb verheißt Jesus denen, die hier ungerecht behandelt werden, die Seligkeit.

Es ist geradezu ein Kennzeichen der jünger Jesu, dass sie nicht nur nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, sondern um der Gerechtigkeit willen, das heißt, um Gottes willen, verfolgt werden. Im Gegensatz zu manch anderen Ländern findet bei uns keine öffentliche Verfolgung und Unterdrückung der Christen statt. Dafür dürfen wir dankbar sein. Dass wir Christen aber heute so darauf bedacht sind, keinen Anstoß zu erregen, sollte uns zu denken geben. Haben wir uns vielleicht schon so angepasst, dass wir nicht mehr Kinder Gottes sind, sondern Kinder

der Welt geworden sind? Wir können dies sicher nicht für andere beantworten. Doch sollten wir uns bei der Frage nach Anpassung an die Welt den zweiten Teil der Seligpreisungen ansehen. Er handelt von denen, die Gott liebt.

2. Nicht aus eigener Kraft

Jesus nennt die selig, die keine Gewalt anwenden. Damit ergeht eine Absage an alle Schwärmer, die das Reich Gottes durch Gewalt aufzurichten versuchen. Wir denken hier etwa im neutestamentlichen Zeitalter an die zelotischen Freiheitskämpfer, die die römische Besatzungsmacht verjagen wollten, oder bei uns heute an die Neo-Zeloten, die mit Besetzungen oder Freiheitsmärschen die neue Welt herbeizwingen wollen. Diesen Revolutionären sagt Jesus, dass sich das Reich Gottes nicht herbeizwingen lässt, sondern uns von Gott geschenkt wird. Falls wir uns bei dieser Seligpreisung nicht persönlich angesprochen fühlen, so trifft doch die nächste, die wir besprechen, unsere eigene Lage, denn in ihr werden die Barmherzigen selig gepriesen.

In einer unbarmherzigen Welt erwartet Jesus von uns nicht, dass wir von uns aus barmherzig sind. Barmherzigkeit ist keine menschliche Fähigkeit. Nach Matthäus wird nur hier ein Mensch barmherzig genannt. Sich anderer erbarmen und für sie da sein, also ein Leben für andere leben, kann nur der, der weiß, dass er selbst dadurch nicht zu kurz kommt. Mit anderen Worten, wir können nur barmherzig sein und unser Leben für andere opfern, wenn wir wissen, dass uns Gott unverdient unser Leben geschenkt hat. Barmherzigkeit können wir nicht aus dem Geschehniszusammenhang dieser Welt ableiten, denn in ihr mangelt es an allen Ecken und Enden an Barmherzigkeit. Wir erfahren sie nur, wenn wir dem barmherzigen und gnädigen Gott begegnen, dessen Gnade und Barmherzigkeit uns beflügelt, sie mit anderen zu teilen.

Sachgemäß kommt bei Matthäus jetzt die Seligpreisung derer, die ein reines Herz haben. Ein lauterer, ganz und gar redliches, aufrichtiges Leben zu führen, in dem es keinen Betrug, keine Heuchelei und keine Lüge gibt, ist uns schlechthin unmöglich. Deswegen bittet der Psalmist: "Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, beständigen Geist" (Ps 51,12). Gott schauen, wie es diese Seligpreisung verheißt, ist schon deshalb keine irdische Möglichkeit, weil uns die Vorbedingung, ein reines Herz zu haben, fehlt. Nur durch Gottes Gnade können wir überhaupt ein reines Herz erstreben wollen.

Ähnlich ergeht es mit der nächsten und letzten Seligpreisung, die wir betrachten wollen: "Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne [und Töchter] Gottes genannt werden." Wie nötig ist es in unserer friedlosen Welt, sich aktiv für den Frieden zu engagieren, Konflikte auszuräumen und Versöhnung herbeizuführen. Aber schon der paradoxe Ausdruck "Friedenskämpfer" zeigt, dass es mit unserem Bemühen um Frieden nicht weit her ist. Auch die, die lauthals nach Frieden schreien, leben oft in friedlosen Verhältnissen. Das heißt nicht, dass wir uns nicht um Frieden bemühen sollen, doch verheilen die Seligpreisungen nur denen, die *wirklich* Frieden stiften, die *wirklich* reinen Herzens sind, die *wirklich* Barmherzigkeit praktizieren, dass sie von Gott angenommen und geliebt werden. Wenn das so ist, müssen wir zugeben, dass wir den Anforderungen der Seligpreisungen nicht entsprechen.

Die Seligpreisungen geben zwar die Lebensweisheit eines Menschen wieder, jedoch war dieser Mensch ganz anders als wir. Wenn wir deshalb in unserer von dieser Welt geprägten Mentalität verhaftet bleiben und unter die Seligpreisungen einen Strich ziehen, so bleibt uns als Ergebnis nur die Erkenntnis, dass wir unselig sind. Aber Jesus will uns mit den Seligpreisungen

sicherlich nicht zu unseligen Menschen abstempeln. Er will uns vielmehr sagen: "Seht, Gott liebt die Menschen, die, so wie ich selbst nicht aus ihren eigenen Kräften leben, sondern aus Gott." Er spornt uns an, dass wir nicht unseresgleichen zu Vorbildern nehmen, sondern Gott selbst. Nur wenn wir von Gott her denken und von ihm herkommen, werden wir von ihm selig genannt werden. Dieser Text richtet deshalb an uns die Frage, ob wir von Gott her denken und uns von ihm leiten lassen wollen, oder ob für uns unsere eigenen Gedanken ausschlaggebend sind. Unsere Gedanken würden jedoch eine Gottesferne bezeugen, die den Seligpreisungen Jesu genau entgegengesetzt ist. Gott aber liebt die, die sich ganz auf ihn einlassen. Das ist die Verheißung dieses Textes.

II. Wozu Christen da sind

Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten.

Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Matthäus 5,13-16

Bei der Betrachtung der sogenannten Seligpreisungen der Bergpredigt haben wir gesehen, dass Gott nicht die Prominenten und Mächtigen liebt, sondern ganz anderen Wertvorstellungen folgt, als wir es gewohnt sind. In dem Abschnitt, der sich an die Seligpreisungen anschließt, hören wir nun, welchen Auftrag in der Welt diejenigen haben, die Gott liebt. Wenn Christen so ganz anders sein sollen, könnte man ja Zweifel bekommen, ob sie in der Welt überhaupt von Nutzen sein können. Da das Christentum immer mehr zu einem Randphänomen der Gesellschaft abgedrängt wird, hat man als Christ oft das Gefühl, eigentlich völlig überflüssig zu sein. Vielen Christen in unserem volksgläubigen Milieu scheint es ähnlich zu gehen, und immer mehr von ihnen überlegen, ob sie nicht der Volkskirche und damit ihrem öffentlichen Bekenntnis zum Christsein den Rücken kehren sollten. Selbst wenn man sich aktiv zu Christus bekennt, ist es einem nicht immer deutlich, welche Aufgabe man als Christ in der Welt hat. In dieser Lage kann uns Jesu Bildrede vom Salz der Erde und vom Licht der Welt einige Anregungen für die Verwirklichung unseres Christseins geben. Beim genaueren Betrachten dieses Textes müssen wir allerdings zunächst eine negative Feststellung treffen: Weder in der Bergpredigt noch im Christenleben geht es um die Verwirklichung hoher Ideale.

1. Keine Verwirklichung hoher Ideale

Die Ausführungen der Bergpredigt kann man bedenkenlos als Anleitung zum christlichen Leben betrachten. Nach landläufiger Meinung besteht Christsein darin, dass Idealvorstellungen verwirklicht werden, deren Realisation den meisten anderen Menschen zu viel Mühe macht. Gibt man diesen Vorstellungen als Christ nach, so überkommt uns meist auch kein berauschendes Siegesgefühl, denn in der Regel überschätzen wir uns und scheitern an unseren utopisch hochgesteckten Zielen.

Wir sind uns und anderen gegenüber so anspruchsvoll geworden, dass wir oft statt Zufriedenheit nur Unzufriedenheit und Unfrieden ausstrahlen. Das zeigt sich am deutlichsten bei vielen Ehekrise und bei der zunehmenden Unfähigkeit, dauerhafte Partnerschaftsbeziehungen einzugehen. Wir sind nicht treuloser als frühere Generationen, sondern unsere Zielvorstellungen sind weitgehend so hoch angesetzt, dass weder wir noch unsere Partner sie erfüllen können. Daraus resultieren Unfriede, Unsicherheit und die Angst, etwas zu wagen, was sich erst in der Zukunft bewähren kann. Wie schlimm das jagen nach zu hohen Idealen sein kann, haben wir auch in unserer eigenen deutschen Vergangenheit erlebt. Weil wir Deutsche uns einredeten, etwas Besonderes sein zu müssen, verkündete man in irrsinniger Selbstverblendung, am deutschen Wesen müsse die Welt genesen. Zur Verwirklichung dieser Utopie versuchte man, vermeintlich minderwertige Rassen, wie die jüdische, zu vernichten oder, wie die Slawenvölker, sie zumindest unter die eigene Herrschaft zu bringen.

Jesus stellt uns mit seinen Gleichnissen vom Salz und vom Licht keine hohen Ideale vor Augen, sondern trifft die einfache Feststellung: "Ihr seid das Salz der Erde" und "Ihr seid das Licht der Welt". Der christliche Glaube in die Tat umgesetzt, strebt nicht nach unerreichbaren Zielen, sondern verwirklicht sich selbst. Uns wird nicht auffordernd zugerufen: "Du sollst", sondern faktisch feststellend: "Du bist". Für den Christen kann sich die Aufforderung zu einer bestimmten Lebensgestaltung nicht aufgrund eines Wunschtraumes ergeben, auch wenn er noch so wünschenswert wäre, sondern nur aufgrund einer Gegebenheit. Christen sind nicht dazu da, hohen Idealen nachzustreben, sondern das zu werden, was sie eigentlich schon sind. Paulus machte das besonders deutlich, wenn er zum Beispiel den Christen in Rom immer wieder einschärfte, dass sie eigentlich das, was sie schon sind, durch ihr Verhalten zeigen müssten. Da sie getauft sind, muss sich etwas von der Taufgnade, aus der heraus sie leben, in ihrem Leben verwirklichen, und da sie auf die Auferstehung Hoffende sind, können sie in der Welt nicht ohne Hoffnung leben. Paulus ruft uns also beständig unsere durch unser Christsein gewonnenen Möglichkeiten ins Gedächtnis. Er erwartet nichts Unmögliches, sondern nur die Umsetzung unseres Christseins in die Tat. Das darf aber nicht mit weltlichem Selbstverwirklichungsstreben verwechselt werden.

Paulus appelliert niemals an unsere ureigenen Fähigkeiten, sondern erinnert uns statt dessen daran, dass wir aufgrund der Gnade Gottes aus der wiedergewonnenen Gemeinschaft mit Gott heraus leben, ein Tatbestand, den es zu verwirklichen gilt. Wenn wir uns nur auf unsere eigenen Möglichkeiten besinnen, müssten wir Martin Luther zustimmen: "Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren." Die Selbstverwirklichung als der Verwirklichung der eigenen Möglichkeiten beruht auf einem Trugschluss, denn als begrenzte Wesen können wir uns nur in einem ganz beschränkten Maße verwirklichen. Unsere eigene Unzulänglichkeit erlegt uns Grenzen auf, die wir nicht beseitigen können, sondern einfach anerkennen müssen. Besteht die Verwirklichung unseres Christseins allerdings darin, dass wir die uns von Gott neu geschenkte Gemeinschaft mit Inhalt füllen, dann findet unser Leben nicht mehr in unserer eigenen Begrenztheit seine Schranken, sondern wir können auf das zugehen, was Christus uns

als christliche Existenz anbietet. Das Ziel unseres Lebens ist kein Ideal, das wir vor uns her projizieren, sondern die Verwirklichung und Enthüllung der Lebensqualität, die er uns unverdienterweise geschenkt hat. Allerdings wäre es falsch, wenn wir unser Christsein nur als etwas ansähen, das sich zwischen uns und Gott abspielt. Christen sind zunächst dafür da, dass sie in der Welt und für sie leben.

2. Christen leben in der Welt und für die Welt

Wir lassen uns wieder von den beiden Bildworten vom Salz der Erde und vom Licht der Welt leiten. Allein und in hoher Konzentration hat das Salz keinen Lebenswert. Es kann zwar Lebensmittel konservieren, aber kein Leben bewahren. Wenn der Ackerboden eine zu hohe Salzkonzentration aufweist, lassen die Ernteerträge rapide nach, und wenn eine Suppe versalzen ist, mundet sie niemandem. Doch mit anderem vermischt, dient es als Gewürz oder ermöglicht als Nährsalzlösung das Leben. Ähnlich ist auch das Licht dazu da, die Finsternis zu durchdringen und uns nicht einfach durch hohe Konzentration zu blenden. Dieses Für-die-Welt-Dasein ist symptomatisch für die Christen.

Im Gegensatz etwa zu der Wüstensekte von Qumran, die sich in die unwirtliche Gegend am Toten Meer zurückzog, um dort unbehelligt ihren Glauben an Gott zu leben, und im Gegensatz zu den Judenchristen, die in das Ostjordanland auszogen, und deren Spuren sich buchstäblich im Sand verlieren, hat das Christentum, dem wir unseren christlichen Glauben verdanken, einen ganz anderen Weg beschnitten. Es wagte sich hinaus in die hellenistische Welt und verbreitete sich von einer Großstadt zur anderen, von der Hafenstadt Ephesus zur Metropole Korinth und schließlich zur Weltstadt Rom. Die Missionsreisen des Paulus, durch die er schon vorhandene Christengemeinden stärkte und das Evangelium in neuen Regionen ausbreitete, haben heute ihre Fortsetzung in einer Mission auf sechs Kontinenten gefunden.

Die Kirche kennt keine geschlossene Arbeit, bei der Neue unwillkommen wären, sondern ihre Verkündigungsarbeit und ihr karitatives Engagement sind prinzipiell immer offen. Es ist geradezu seltsam, dass die Kirche als einzige Institution meistens solche Menschen in ihrer Mitte aufnimmt, die nach weltlichen Maßstäben zur Mitgliedschaft völlig ungeeignet sind. Sie sucht nicht primär die, die schon religiös sind, sondern solche, die überhaupt kein Interesse am christlichen Glauben haben. Wenn zum Beispiel ein Fußballverein hauptsächlich sportlich völlig uninteressierte Menschen als Mitglieder werben würde, wäre er schnell am Ende. Der Erfolg des christlichen Glaubens und der Kirche besteht jedoch genau im Gegenteil. Weil sich die Christen in eine fremde Welt hinauswagten, blieb diese Welt nicht unberührt, sondern wurde von ihnen erfasst und christianisiert. So sprach Jesus von den Christen als 'Sauerteig', der dadurch wirkt, dass er den Teig durchsäuert und durchdringt und ihn formbar macht. Nicht zu Unrecht spricht man heute häufig von der Wirkungsgeschichte des christlichen Glaubens statt einfach von Kirchengeschichte. Wie kaum eine andere Bewegung hat der christliche Glaube nicht nur die westliche Welt, sondern unsere gesamte globale Zivilisation geprägt.

Allerdings haben sich die Warnungen, die unser Text ausspricht, immer wieder bewahrheitet. So warnt Jesus, dass das Salz seinen Geschmack verlieren kann und dann nichts mehr taugt. Oder dass das Licht unter einem übergestülpten Gefäß gleichsam unsichtbar weiterbrennt. Oft genug sind die Christen ihrer Aufgabe, das Salz der Erde zu sein, untreu geworden. Sie haben sich angepasst und sind ein Teil dessen geworden, das sie hätten durchsäuern sollen. Weltliches Christentum ist nur dann sinnvoll, wenn es auf die Welt zugeht, sich mit ihr identifiziert

und durch dieses Mitsein der Welt etwas von dem abgibt, was den christlichen Glauben selbst bewegt und ihm Kraft gibt. Wir denken hier etwa an die Arbeiterpriester in Frankreich, die sich mit den Arbeitern identifizierten, mit ihnen in Bergwerken und Fabriken arbeiteten und ihre Arbeitswelt, ihre Probleme und Erfahrungen teilten. Doch identifizierten sich oft diese Priester so sehr mit der säkularen Welt, dass sie vergaßen, dass sie hauptsächlich in ihr lebten, um als Salz und Licht eine andere Lebenswirklichkeit zu bezeugen und nicht, um einfach mit der Welt gleich zu werden. Auch wir sind immer wieder versucht, so in der Welt aufzugehen, dass unser Christsein gleichsam wie ein Relikt in der Ecke verstaubt. Wir durchdringen dann mit unserem Glauben nicht mehr die Welt, die Familienbibel verstaubt, die Tischgebete werden nicht mehr gesprochen, wir werden kalt und egoistisch und zu Kindern der Welt.

Die andere Versuchung ist die, dass man sich in seinem Christsein derart von der Welt abkapselt, dass kein Lichtschimmer des christlichen Glaubens nach außen dringt. Sicher ist richtig, dass wir unseren Glauben stets selbst verantworten müssen und keiner für den anderen glauben kann, doch dürfen wir nicht vergessen, dass der christliche Glaube niemals Privatsache sein kann und darf. Er wartet immer darauf, anderen mitgeteilt und mit anderen zusammen erfahren zu werden. Deswegen mahnt Jesus am Schluss des Textes: "So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Jesus sagt nicht, dass wir Gott deshalb preisen sollten, weil wir etwa vorbildliche Kinder Gottes wären. Bei realistischer Einschätzung sind wir ebenso fehlerbehaftet wie andere auch. Doch preisen wir den Vater im Himmel dafür, dass sich in uns durch Christus eine andere Lebensausrichtung, eine andere Perspektive und eine andere Dynamik zeigt. Diese neuen Qualitäten sollen in uns zum Leuchten kommen und andere Menschen dazu anregen, es uns gleichzutun. Damit werden die Christen in der Welt zu wichtigen Katalysatoren.

3. Christen erfüllen in der Welt eine wichtige Aufgabe

Wenn Jesus zu seinen Nachfolgern sagt: "Ihr seid das Salz der Erde" und "Ihr seid das Licht der Welt", wird an das lateinische Sprichwort erinnert: "Nichts ist nützlicher als Salz und Sonne." In unserer Zeit, in der man Salz und Feuer schnell, einfach und billig gewinnen kann, hat man den Sinn dafür verloren, dass es sich einst bei Salz und Licht um Kostbarkeiten handelte. Die Geschichte lehrt uns, dass Städte wie zum Beispiel Regensburg, die an einer Salzstraße lagen, im Mittelalter zu den reichsten Städten gehörten. Auch heute werden wir noch an die Kostbarkeit Salz erinnert, wenn das Sprichwort sagt, dass das Salzverschütten Unglück bedeutete. Die Salzwaagen waren Präzisionsinstrumente, denn das Salz war kostbar und teuer. Salz ist lebensnotwendig für Mensch und Tier; die Salzsteine im Revier und auf den Viehweiden bezeugen das, und ein gut mit Salz gewürztes Essen schmeckt fast allen besser als ein ungesalzenes.

Wenn Jesus uns einschärfte, dass wir das Salz der Erde sind, wollte er damit sagen, dass wir für die Welt wichtig, ja geradezu lebensnotwendig sind, und uns von Allerweltmenschen unterscheiden, die überall und nirgends zu Hause sind. Salz der Erde zu sein bedeutet, mit der für unser Leben notwendigen Kraft Gottes erfüllt zu sein und sie anderen mitzuteilen. Fehlt sie uns, wird unser Leben matt und inhaltsleer. Wohnt sie jedoch in uns, haben wir teil an einem Leben, das von einer schöpferischen, richtungsweisenden und erlösenden Kraft erfüllt ist.

In der Vergangenheit war eine der Hauptaufgaben der Missionare, durch ihr Leben etwas von dem zu bezeugen, was ihm Sinn und Richtung gibt. Dies hat sich bei der missionarischen Exis-

tenz der Christen auch heute noch nicht geändert. Als Karl Rahner vor ein paar Jahren plötzlich verstarb, waren auch viele evangelische Theologen betroffen. Ein katholischer Kollege, dem ich diese Betroffenheit mitteilte — Karl Rahner hatte doch erst vor einigen Monaten bei uns im Hörsaal mit großer Vehemenz seinen Glauben bezeugt —, erwiderte darauf: "Karl Rahner hat sich für das Reich Gottes verzehrt." Genau darauf zielt Jesus ab, wenn er sagt: "Ihr seid das Salz der Erde." Christsein hat nur Sinn, wenn es zugleich für andere gelebt wird. Christsein zielt immer über sich hinaus und will sich gleichsam in einer Welt verströmen, die ich-zentriert und egoistisch ist. Christen bekennen mit ihrem Leben, dass das eigene Ich nicht das wichtigste im Leben ist, sondern dass es noch etwas anderes gibt, das viel wichtiger ist, nämlich die Liebe, die die Welt verändert und andere uns liebens- und schätzenswert macht.

Aber Jesus schärft uns noch etwas anderes ein, wenn er sagt: "Ihr seid das Licht der Welt." Im antiken Rom und an vielen anderen Orten wurde das Feuer als etwas Heiliges verehrt. Ohne Taschenlampe, elektrisches Licht und Streichhölzer war die Finsternis gespenstisch und bedrohend. Deshalb durfte die heilige Flamme, die Licht ins Dunkel brachte, niemals verlöschen. Heute ist uns zwar das Gespür für die Notwendigkeit des Lichts weitgehend abhanden gekommen, doch auch wir sehnen uns im Winter wieder nach dem Frühling, wenn die Sonnenstrahlen wärmend und belebend in uns eindringen. Wenn das Licht kräftig genug ist, dann, so weiß es auch jeder Hobbygärtner, wächst und gedeiht die Natur. Licht ist eine Lebenskraft. Aber Licht ist auch richtungsweisend und lässt uns Unterschiede erkennen. Ich entdeckte die richtungsweisende Kraft des Lichts einmal sehr schmerzlich, als wir in Griechenland nachts auf einsamer Bergstraße dahinfuhren und plötzlich die Scheinwerfer des Autos erloschen. Wir waren geradezu hilflos, bis unser Fahrer wenigstens eine Taschenlampe im Auto fand, mit der wir notdürftig die nächste Umgebung erhellen konnten, so dass wir schließlich im Schnecken-tempo unser Ziel erreichten. Wie froh waren wir, als wir endlich in der Ferne die Lichter des Klosters sahen, wo wir übernachten wollten. Ohne Licht sind wir hilflos, denn wir wissen nicht, wohin wir uns bewegen sollen.

Das Licht lässt uns auch Unterschiede erkennen, und nicht umsonst sagt das Sprichwort, dass in der Nacht alle Katzen grau sind. Wenn Jesus uns das Licht der Welt nennt, will er uns daran erinnern, dass wir als Christen an der lebenspendenden, richtungsweisenden und unterscheidenden Kraft Gottes teilnehmen und diese Kraft in unserer Alltagswelt bezeugen sollen. In unserer säkularen Welt berufen wir uns häufig auf unveräußerliche Menschenrechte, sind uns aber nur selten bewusst, dass wir diese Rechte nicht von uns aus verleihen können. Das Recht auf Leben, Freiheit und Würde der Person kann nur deshalb gefordert und geschützt werden, weil wir wissen, dass wir über Leben nicht selbst verfügen können, sondern letztlich Gott das Verfügungsrecht besitzt. Menschliche Freiheit ist nicht etwas, das uns andere Menschen zugehen, auch wenn sie manchmal meinen, darüber bestimmen zu können. Frei und verantwortlich zugleich sind wir nur als Geschöpfe Gottes. Daran müssen wir, die wir oft das Leben so gering achten, die Freiheit mit Füßen treten und von unserer letzten Verantwortlichkeit nur wenig Ahnung haben, immer wieder erinnert werden. Ohne die Gegenwärtigkeit des christlichen Glaubens, der sich im einzelnen manifestiert, wäre unsere Welt noch kälter, finsterner und unbarmherziger geworden.

Wenn uns Jesus in den beiden Bibelworten vom Salz und vom Licht daran erinnern will, wozu Christen da sind, betont er zunächst, dass wir uns von dieser Welt, in der jeder so sehr auf sich selbst bedacht ist, wesentlich unterscheiden. Er ruft uns aber auch ins Gedächtnis zurück, dass wir uns dann von der Welt grundlegend unterscheiden, wenn wir von der Quelle herkommen, die uns Salz der Erde und Licht der Welt sein lässt. Ohne die befreiende und befähigende

Macht Gottes, die unser Christsein bestimmt, sind wir nur eine leere Hülle ohne Möglichkeit, die Welt zu verändern und lobenswerter zu machen.

III. Eine andere Gerechtigkeit

Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergeben, bevor nicht alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich.

Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Matthäus 5,17-20

Dieser Text der Bergpredigt ist in jeder Hinsicht schwer verständlich. Es ist schwierig, ihn in seinem Sinngehalt zu verstehen, und das Verstandene ist noch schwieriger zu befolgen. Dabei haben wir in diesem Text jesuanisches Urgestein vor uns. Wenn wir zum Beispiel lesen, "wahrlich, ich sage euch" und "darum sage ich euch", so werden damit nach Meinung vieler Ausleger wirkliche Aussagen Jesu eingeleitet. Wir können uns also um diesen Text nicht herumdrücken und ihn etwa einer für uns weniger verbindlichen Gemeindefradition zuschreiben. Dennoch zeigt sich Jesus hier ganz anders, als wir es normalerweise erwarten würden. Er ist weder der liebe, nette und sich um uns sorgende Jesus, noch ist er der heroische Verkünder einer neuen Religion. Will man Jesus nach diesem Text beschreiben, so kann man zunächst feststellen, dass er kein Revolutionär ist.

1. Jesus ist kein Revolutionär

Manch große Gestalten der Geschichte muteten ihren Anhängern sehr viel zu. So zum Beispiel Martin Luther: Hatte er schon fast das ganze Deutsche Reich auf seiner Seite, so überwarf er sich innerhalb weniger Jahre mit den radikalen Vertretern der Reformation und wies die Bilderstürmer, die den überladenen Kultus auf ein Mindestmaß reduzieren wollten, kompromisslos in die Schranken. Zugleich legte er sich mit Erasmus von Rotterdam, dem Vertreter der humanistischen Bildungselite an, um ihm mit seiner Schrift Vom geknechteten Willen' nachzuweisen, dass er vom Evangelium Oberhaupt nichts verstünde. Schließlich verstörte er noch die ausgebeuteten und geknechteten Bauern, als er sie, nach anfänglichem Sympathisieren mit ihren Anliegen, zur Ruhe und Ordnung aufrief, und zu allem Überfluss machte er sich auch bei den Fürsten und Prinzen unbeliebt, da er es gewagt hatte, den Bauern ein offenes Ohr zu

schenken. Kein Wunder, dass es mit seiner Reformation nach 1525 nicht mehr so recht voranging. Noch in jüngster Zeit hatte man sich in Ostdeutschland mehr auf den Revolutionär Thomas Müntzer eingeschworen als auf Martin Luther, dem angeblichen Vertreter des Establishments. Doch schließlich konnte man auch dort an der Größe Martin Luthers nicht vorbei und versuchte, ihn dann wenigstens als den zu interpretieren, der alte Formen zerbrach und ein neues Geschichts- und Selbstbewusstsein einführte.

Auch Jesus von Nazareth hat seinen Anhängern sehr viel zugemutet. Wie sympathisch wäre er doch vielen von ihnen gewesen, wenn er sich kompromisslos als Revolutionär bekannt, im Israel seiner Zeit öffentlich die politischreligiöse Macht ergriffen und die römische Besatzungsmacht aus dem Land gejagt hätte. Historisch gesehen ist er wahrscheinlich sogar daran gescheitert, dass er zwar mit einem messianischen Anspruch auftrat, aber so gar nicht die diesseitigen Erwartungen, die man in einen Messias gesetzt hatte, erfüllte. Auch vielen von uns wäre Jesus sicherlich sympathischer, hätte er einige Sätze in der Bergpredigt ausgelassen und hätte er uns öffentlich erklärt, dass er das alttestamentlich-jüdische Gesetz für überholt halte, und uns statt dessen empfehlen würde, Nächstenliebe zu üben. Jesus hätte sich damit viele Umdeutungen erspart und viele neue Freunde gewonnen. Ob er allerdings die gleiche geschichtliche Wirkung erreicht hätte, steht auf einem anderen Blatt.

Jesus war und ist kein Revolutionär und auch kein Geist, der immer nur verneint. Er kam nicht, um aufzulösen und zu zerstören, und dabei die Frage offen zu lassen was etwa an die Stelle des Zerstörten zu treten hätte. Die fragwürdige Leistung vieler Rebellen und Revolutionäre besteht in ihrer kompromisslosen Negativität, dass sie gegen etwas anrennen, was überkommen ist und bisher gegolten hat und verehrt worden ist, ohne Neues aufzubauen. - Jesus war kein Bilderstürmer mit kindlicher Freude an Scherben und Trümmern, er verstrickte sich auch nicht in die Tragik eines Rebellen, der zwar die Freiheit verspricht, aber sich und anderen nicht klarmachen kann, wie und wofür die gewonnene Freiheit benutzt werden soll, und statt wirklicher Freiheit nur neue Knechtschaft und Sklaverei hervorruft.

Mag die Bergpredigt auch revolutionär klingen, Jesus war kein Revolutionär. Er war so von der Tradition geprägt, dass er nicht einmal ohne den jüdischen Kontext zu verstehen ist, in den hinein er geboren wurde, in dem er aufwuchs und aus dem er lebte. Rein menschlich gesehen, war Jesus vor allem ein frommer Jude, der es mit seinem jüdischen Glauben ernst nahm. In diesem Sinne konnte er, wie in unserem Text, seinen Zuhörern zurufen: "Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben." Da Jesus kein Revolutionär war, dürfen wir uns als seine Nachfolger keine revolutionäre Haltung anmaßen und etwa solch unbequeme Worte unseres Herrn, wie das soeben gelesene, außer Kraft setzen. Das Wählen zwischen dem, was wir annehmen wollen und was wir lieber nicht für verbindlich erklären, würde uns in einen Subjektivismus und Relativismus führen und wäre auch letztlich eine sektiererische Anmaßung.

Sektiererische Menschen wählen zum Beispiel aus dem gesamtchristlichen Glauben das aus, was sie glauben wollen, und halten es dann der Kirche verabsolutierend entgegen. So haben sich etwa Menschen von der traditionellen Kirche getrennt und ihre eigene Kirche gegründet, weil sie behaupteten, im Alten Testament heiße es, man solle den Sabbat heiligen. Die Kirche feiere jedoch den Sonntag. So gründeten sie ihre eigene Bewegung, weil sie nicht glauben wollten, dass durch Christi Auferstehung der Auferstehungstag, also der Sonntag, viel bedeutender für die Christen geworden ist, als er es als Schöpfungstag für die Juden war. Auch wenn wir solche sektiererische Mentalität nicht gutheißen können, müssten wir dann bei unserem Text nicht doch zwischen zwei gegensätzlichen Aussagen eine Auswahl treffen? So sagte etwa

Paulus: "Christus ist das Ende des Gesetzes" (Röm 10, 4). Wie passt das aber mit dem Ausspruch Jesu zusammen: "Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben"?

Ohne die Spannung zwischen Jesus und Paulus vorschnell einebnen zu wollen, bemerken wir zumindest beim sorgfältigen Lesen, dass Jesus die Geltungsdauer und den Geltungsbereich des Gesetzes genau festlegte, wenn er sagte: "Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen." Das Gesetz besteht also so lange, wie Himmel und Erde bestehen werden. Es ist als Regulativ für unser Leben auf Erden bestimmt, aber nicht für eine neue Erde und für den Himmel. Wenn Gott am Ende der Tage selbst in unserer Mitte wohnen wird, so wie es der Seher der Offenbarung voraussah, gibt es weder Gottesdienst noch Gesetz. Gott selbst wird als Mittelpunkt unseres Lebens und als Zentralpunkt unseres Seins mitten unter uns sein. Martin Luther hat diese Begrenzung irdischer Ordnungen einmal so beschrieben, dass er sagte, im Himmel werden wir keine Pfarrer nötig haben, die uns von Gott predigen, denn wir werden Gott dann von Angesicht zu Angesicht sehen. Diese Eingrenzung des Gesetzes auf die Zeit unseres Lebens auf Erden macht uns auf einen zweiten, wichtigen Punkt dieses Textes aufmerksam. Wenn Jesus von Gott gesandt und mit ihm identisch ist, gibt es dort, wo er ist, kein Leben mehr im herkömmlichen Sinn. In der Nähe Jesu bricht schon auf dieser Erde etwas von der endzeitlichen Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde an. Jesus hat das selbst bestätigt, wenn er zu seinen Anhängern sagte: "Das Reich Gottes ist mitten unter euch." Damit wäre aber Jesus die Erfüllung des Gesetzes.

2. Jesus ist die Erfüllung des Gesetzes

Wenn wir von Erfüllung sprechen, dann meinen wir meist das Gegenteil von Nichterfüllung, dass zum Beispiel jemand einen Vertrag erfüllt oder umgekehrt von dessen Erfüllung zurücktritt. Wenn Jesus aber sagte, dass er gekommen sei, um das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, meinte er etwas ganz anderes. "Erfüllen" heißt hier, dass er gekommen ist, um das alttestamentliche Gesetz und die prophetischen Schriften zu ihrer Vollendung zu bringen. Damit werden das Gesetz und die Propheten in ihrer Vorläufigkeit und Unerfülltheit erkannt, die auf ihre Erfüllung harren.

Wenn wir im Alten Testament über die Erfüllung des Gesetzes lesen: "Verflucht, wer nicht die Worte dieser Weisung stützt, indem er sie hält" (Dtn 27,26), so müssen wir uns allerdings fragen, ob Jesus bei seiner Erfüllung den Geltungsanspruch des Alten Testaments überhaupt noch überbieten konnte. Wenn er wirklich der liebende Gottessohn war, so könnte man meinen, hätte er doch diese schroffen und unbarmherzigen Gesetzesforderungen abschaffen müssen. Doch merken wir beim Studium der Evangelien, dass Jesus keine Halbheiten befürwortete, sondern völlige Hingabe an Gott forderte. In diesem Sinne sagte er auch, dass nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen werde, ehe denn Himmel und Erde vergehen werden. Das Gesetz ist verbindlich, es ist das Regulativ für unser Leben.

Gleichzeitig mit diesem verbindlichen Ernst der Forderung Gottes, die Jesus vertritt, hören wir den seltsam und überraschend anmutenden Ausspruch: "Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein." Hier tritt zum Ernst des göttlichen Gesetzes die Gnade Gottes. Jesus sagte nicht im Sinne Voltaires: "Gott wird schon vergeben, denn das ist ja sein Metier." Jesus wusste, was es bedeutete, mit dem lebendigen Gott konfrontiert zu sein. Gott wird zwar nicht vergeben, je-

doch wird er gnädig sein. Jesus erinnert uns daran, dass wir nicht mehr mit einem Gesetzeskatalog konfrontiert sind, an dessen Ende das Einverständnis unserer Unzulänglichkeit und die Verworfenheit vor Gott stehen, sondern wir erfahren Gottes Barmherzigkeit durch Jesus.

Erfüllung des Gesetzes bedeutet, das Gesetz nicht mehr in seiner Abstraktion und aus der Ferne zu sehen, als das es letztlich uns Menschen nur verdammen kann, sondern als Ausdruck des lebendigen Liebeswirkens Gottes zu erkennen. Jesus kannte uns, keine menschliche Situation war ihm fremd. Er wusste, dass Menschen eine eigenartige Neigung haben, immer gerade das zu tun, was sie eigentlich nicht tun wollten. Da er von Gott als seinem Vater reden konnte, durfte er seine Nachfolger unter die Obhut dieses Vaters stellen und sie dessen Fürsorge anvertrauen. Somit konnte er den Willen Gottes, der für ihn unverbrüchlich war - in diesem Sinne sprach er von dem Nichtaufheben des Gesetzes und der Propheten - uns als väterlichen Willen kundtun. Gott heißt zwar unsere Abkehrung von seinem Willen niemals gut, nimmt uns jedoch in seiner unendlichen Güte trotzdem an, nicht als Helden, aber doch als die Kleinsten in seinem Reiche.

Wenn Jesus also von der Erfüllung des Gesetzes sprach, die durch ihn geschehen ist, wollte er die Vorläufigkeit und Unerfülltheit des Gesetzes und der Propheten nicht dadurch erfüllen, dass er uns noch mehr Gebote gab. Hierin unterscheidet er sich grundlegend von Religionsstiftern, wie etwa Buddha und Mohammed bei den Buddhisten und Muslimen oder Joseph Smith bei den Mormonen sowie Reverend Moon bei den sogenannten Moonies. Sie versuchten, eine schon gegenwärtige Religion dadurch zu erhöhen und zu verbessern, dass sie zusätzliche Gebote einführten, die auch noch zu halten waren, und andere wiederum abschafften. Jesus aber brachte keine neuen Gebote, also zusätzliche Hilfen, um den Willen Gottes zu erfüllen. Auch war er nicht davon überzeugt, dass wir durch eine Reduzierung der Gebote Gottes Willen eher erfüllen könnten. Für ihn war es wesentlich, dass wir in den Geboten den Willen des Gottes erkennen, der nicht Lust am Tode des Sünders hat, sondern möchte, dass der Sünder sich bekehre und lebe.

Was schon im Judentum hätte klar sein sollen, wurde von Jesus erneut betont: Der Sinn der Gebote liegt nicht in den Geboten selbst, sondern sie sind eine Anleitung zu einem gottgemäßen Leben, das uns zugleich menschengerecht leben lässt. Wir aber wollen uns durch unzählige Ge- und Verbote in allen Lebenslagen absichern, damit alles richtig und gerecht zugehe. Daraus resultiert eine unübersehbare Bürokratie, die nicht nur den sprichwörtlichen Amtschimmel, sondern auch den verzweifelnden Buchbinder Wanninger produziert. Deshalb müssen wir unsere Gesetzesmentalität ständig am Realitätssinn Jesu überprüfen. Haben unsere Gesetze und Verordnungen eine Eigendynamik erhalten, die das Leben erdrückt, oder leiten sie uns an, ein gott- und damit auch menschen- und mitmenschgerechtes Leben zu führen? Wenn letzteres nicht mehr gegeben ist, dann sind auch gutgemeinte Gesetze nur dazu da, wie Paulus sagte, um die Sünde noch viel mächtiger werden zu lassen. Sie führen am Menschen vorbei und werden zum Selbstzweck.

Wenn Paulus deshalb unmissverständlich betonte, dass Jesus das Ende des Gesetzes sei, wollte er nicht dem Ende jeder Ordnung und jeder Leitlinie das Wort reden. Auch Paulus stellte bekanntlich Imperative, d.h. Forderungen für unser Leben auf. Doch wies er immer darauf hin, dass durch die Nähe Gottes, die in Jesus aufleuchtete, ein gesetzlich verstandenes Gesetz keinen Platz mehr hat. Durch Jesus ist uns Gott wieder so nahe gekommen, dass wir nicht mehr in der Abstraktion der Gesetzlichkeit zu leben brauchen, sondern uns durch den Willen unseres himmlischen Vaters leiten lassen können. Der Wille Gottes ist jedoch wie die viel zitierte und so wenig gelebte Liebe kein gestaltloses Gebilde. Da wir mit Christus in die Gottes-

nähe als Gottes Söhne und Töchter hineingenommen sind, ist uns mit Christus die Erfüllung des Willens Gottes möglich. Durch seine Nähe entwickeln wir ein immer besseres Gespür für den Willen Gottes. So ist es nicht überraschend, dass Jesus abschließend von einer ganz neuen Gerechtigkeit sprach.

3. *Jesus und die neue Gerechtigkeit*

Es ist erstaunlich und erschreckend zugleich, was Jesus von uns fordert: "Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Diese beiden hier erwähnten Gruppen, die oft schlechthin als die Widersacher Jesu angesehen werden, bildeten nämlich die Elite des jüdischen Volkes. Die Schriftgelehrten waren die Kenner und Erforscher des Gesetzes und seiner mündlichen Überlieferung, die sie als Lehrer, Richter und Seelsorger bewahrten, vermehrten und weitergaben. Die Pharisäer wiederum waren Mitglieder einer Gemeinschaft, die es sich zur Aufgabe machte, bestimmte streng gesetzliche Vorschriften zu befolgen, um so dem Willen Gottes zu gehorchen. Doch beide, die anerkannten Vertreter der jüdischen Theologie und die freiwilligen Verfechter eines strengen, gesetzlichen Lebenswandels werden von Jesus verworfen. Jesus verkündete uns darüber hinaus, dass wir keine Chance auf das ewige Leben mit Gott hätten, wenn unsere Gerechtigkeit nicht viel größer sei als die jener Respektspersonen.

Angesichts dieser Lage könnten wir leicht zum Schluss gelangen, dass Jesu Forderungen überzogen sind, und sie deshalb ablehnen, oder wir könnten der Resignation verfallen, da all unser Abmühen sowieso nutzlos wäre. Doch weder Resignation noch Ablehnung würde Jesu Forderung gerecht. Es würde uns auch nichts nützen, wenn wir mit Paulus darüber nachsinnen wollten, warum wir das tun, was wir nicht wollen, und das vermeiden, was wir eigentlich gern tun möchten. Wir könnten dann höchstens dem verzweifelten Ausruf des Paulus beistimmen: "Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich aus diesem *dem* Tod verfallenen Leib erretten?" Ändern kann sich unsere Lage jedoch nur, wenn wir mit Paulus auch sprechen können. "Dank sei Gott durch Jesus Christus, unseren Herrn!" (Röm 7,24f).

Da Jesus das Gesetz erfüllt hat, können auch wir als seine Nachfolger auf ein Mehr an Gerechtigkeit hoffen. Wir dürfen das aber nicht quantitativ verstehen, dass wir dann noch mehr Vorschriften erfüllen könnten, sondern qualitativ. Durch Christus erkennen wir, dass das Gesetz im Grunde genommen Ausdruck des Willens Gottes für uns ist. In der Haltung gegenüber dem Gesetz können wir die Pharisäer und Schriftgelehrten einerseits und uns als Nachfolger Christi andererseits mit zwei Kandidaten vergleichen, die sich um eine Stelle bewerben. Der eine Kandidat hat sein Zeugnis voller Einsen, denn er hat sich während seiner Schulzeit erfolgreich bemüht, den Anforderungen gerecht zu werden. Der andere Kandidat dagegen hat zwar einige Ausrutscher in seinem Zeugnis, aber er hat im Unterricht aufgepasst und erkannt, worum es eigentlich geht. Christen sind also Menschen, die wissen, worum es geht, die durch Christus ein neues Verhältnis zu Gott haben und dies in ihrem Leben zu konkretisieren versuchen. Neue Gerechtigkeit, die sich in den Christen verkörpert, ist nicht ohne die inspirierende und richtungsweisende Kraft Jesu zu denken.

Die meisten Menschen sind überzeugt, dass unsere Welt eine neue Gerechtigkeit benötigt. Gleichzeitig bemerkt man, wie wenig die Menschen aller politischen und religiösen Richtungen ihr Leben nach dem Willen Gottes ausrichten. In Zeiten der Not und Ungerechtigkeit, des Todes und der Sorge wird jedoch immer wieder der Ruf nach dem Gesetzgeber laut. Noch

mehr Gesetze und noch mehr Überwachung sind sicher eine Möglichkeit, unserer Welt zu mehr Ordnung zu verhelfen. Aber damit würden unsere Freiräume noch stärker reglementiert und noch weiter eingeengt. Wegen einiger weniger Luftpiraten müssen sich zum Beispiel sämtliche Flugpassagiere vor dem Besteigen eines Flugzeuges einer Untersuchung unterziehen. Weil manche Menschen ohne Rücksicht auf andere an den unmöglichsten Stellen ihr Auto parken, müssen auf den Straßen viele Verbotsschilder aufgestellt werden. Es gäbe jedoch noch eine andere Möglichkeit, unsere Welt vor dem Chaos zu bewahren und ihr zu mehr Ordnung zu verhelfen. Jesus spricht sie in diesem Text an, nämlich die Bekehrung der Herzen und das Anbrechen einer höheren Gerechtigkeit.

Die Bergpredigt ist zwar keine Theorie zur Weltregierung, sondern eine an uns gerichtete Anleitung zur Bekehrung des eigenen Lebens. Wir werden gefragt, nach welchen Prinzipien wir unser Leben gestalten. Doch ist unser Leben immer mit dem Leben anderer verflochten, so dass wir uns der Verantwortung für andere nicht entziehen können. Hierbei ist es wichtig, ob wir wie die Pharisäer und Schriftgelehrten nach den Buchstaben des Gesetzes fragen und damit nach den Gesetzeslücken, die uns offen stehen, oder ob wir uns bemühen, Sinn und Zweck des Gesetzes zu erkennen, und so den Willen Gottes sachgemäß zu erfüllen versuchen oder, wo Gesetze dem entgegenstehen, sie nach unserem Vermögen abzuändern.

Paulus schreibt im Römerbrief, dass im Grunde genommen alle etwas vom Willen Gottes wüssten. Keiner ist entschuldbar, wenn er vorbringt, er hätte nicht gewusst, dass sein Verhalten nicht dem Willen Gottes entspräche. Aber bei der Frage nach Gerechtigkeit geht es nicht nur um den Willen Gottes, sondern auch um unser eigenes Schicksal. Wir können uns einerseits durch unseren Egoismus, unsere Gesetzes- und Vorschriftenmentalität von der letzten Erfüllung unseres Lebens ausschließen und den Mitmenschen und die Natur durch Gesetze und Verordnungen vergewaltigen und erschlagen, oder wir können uns darauf besinnen, wie durch uns als Christen in der Nachfolge Christi der Wille Gottes deutlich werden kann. Wenn sich in uns Gottes Wille durchsetzt, wird es nicht nur um uns und um unser letztes Schicksal herrlich bestellt sein. Wir werden nicht nur unseren Mitmenschen und der Natur zu einem besseren Lebensrecht verhelfen können, sondern es wird eintreffen, was Jesus am Schluss eines Gleichnisses sagte: "Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben, umzukehren", und, wie man sachgemäß weiterfahren könnte, die ins Verderben rennen (Lk 15,7).

IV. Unser Mitmensch

Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber jemand tötet, soll dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und wer zu seinem Bruder sagt: Du Dummkopf!, soll dem Spruch des Hoben Rates verfallen sein; wer aber zu ihm sagt: Du (gottloser) Narr!, soll dem Feuer der Hölle verfallen sein.

Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe.

Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner, solange du mit ihm noch auf dem Weg zum Gericht bist. Sonst wird dich dein Gegner vor den Richter bringen, und der Richter wird dich dem Gerichtsdiener übergeben, und du wirst ins Gefängnis geworfen. Amen, das sage ich dir: Du kommst von dort nicht heraus, bis du den letzten Pfennig bezahlt hast.

Matthäus 5,21-26

Unsere Betrachtung der Bergpredigt hat bis jetzt nur dem Einleitungsteil gegolten, an dessen Ende die Ermahnung steht, dass sich die Christen weit gottgemäßer verhalten sollten als die Schriftgelehrten und Pharisäer. Mit Mt 5,21 kommen wir zum Hauptteil der Bergpredigt, der in drei Abschnitte unterteilt ist. Der erste Teil ist durch die sogenannten *Antithesen* der Bergpredigt charakterisiert. Jesus stellt dabei die biblisch-jüdische Tradition seiner eigenen, verbindlichen Auslegung der zweiten Tafel der Zehn Gebote gegenüber. Im zweiten Teil, Mt 6,1-18, wird von *der praktischen Haltung der Nachfolger Jesu* gesprochen, wobei von ihnen mehr gefordert wird, als das, was damals die Pharisäer unter Gerechtigkeit verstanden, und im dritten und letzten Teil, Mt 6,19 - 7,12 wird von *den Gefahren der Christen* gesprochen, und dann endet die Bergpredigt mit der bekannten *Goldenen Regel*. Zu Beginn des ersten Teiles, dem wir uns zunächst zuwenden, begegnet uns gleichzeitig ein Kommentar zum 5. Gebot.

1. Nicht Tod, sondern Leben

In allen Kulturen und Religionen ist das Töten anderer Menschen verboten und nur in klar bestimmten Ausnahmefällen erlaubt. Auch das Alte Testament macht dabei keine Ausnahme. Doch wurde dort zum Beispiel der verhaltene Zorn schon als so schwerwiegend angesehen, dass es in Lev 19,17 heißt: "Du sollst in deinem Herzen keinen Hass gegen deinen Bruder tragen." Jesus geht aber über dieses Verbot des Bruderhasses noch weit hinaus, wenn er, im Gegensatz zu den Schriftgelehrten, Scheltworte wie "Du Dummkopf" oder "Du gottloser Narr" nicht einfach als Unhöflichkeit oder Grobheit abtut, sondern sie dem Mord gleichstellt.

Jesus war sich sicherlich des großen Unterschiedes in der Auswirkung bewusst, ob man einen Mitmenschen in Gedanken oder mit Worten zu einem Untermenschen degradiert oder ob man ihn wirklich umbringt. Wenn man aber im Wahlkampf den Parteigegner zynisch verleumdet, wenn man einen unliebsamen Mitarbeiter schikaniert, einen Konkurrenten kaltstellt oder den Nachbarn für nicht existierend erklärt, dann werden hässliche Schlagworte wie Schlagwaffen gebraucht, und es kann zu Tätlichkeiten oder Gewalttaten kommen, wie es die Geschichte oft genug zeigt. Nur ein kleiner Schritt war es von der Verleumdung der Juden zur Kristallnacht. Allein die Furcht vor Bestrafung hält solche Menschen noch davor zurück, den Mitmenschen zu malträtieren und ihn gar im Zorn zu töten.

Es kommt glücklicherweise nicht immer zu solch fatalen Ausschreitungen. Wenn allerdings die Stimmung entsprechend ungeheizt ist und die Luft durch unsere schnelle und gedankenlose Zunge vergiftet wurde, ist es schwierig, zu einem sachlichen Gespräch zurückzufinden und im anderen wieder den Mitmenschen zu sehen. Natürlich besteht ein großer Unterschied zwischen Rufmord und Mord. Wenn jedoch jemand durch Verleumdung gebrandmarkt ist, kann

dieses Malzeichen auch durch die beste Rechtfertigung nicht so schnell ungeschehen gemacht werden. Ein Verdacht bleibt immer zurück.

Wenn Jesus hier Zorn, Grobheit und Mord auf die gleiche Stufe stellt, so dass sie vor Gott gleich schwer bewertet werden, dann weist er auch auf unser eigenes Aggressionspotential hin. Wer den anderen zum Teufel wünscht, benimmt sich selbst wie ein Teufel, der dem Mitmenschen das Lebensrecht verweigert. Hierin zeigt sich nicht nur der Aggressionstrieb, der in uns allen steckt, sondern eine ganz falsche Ausrichtung unseres Lebens. Es sollte ja nicht der Wunsch in uns herrschen, andere zu schädigen oder gar zu töten, sondern die Fürsorge für den anderen.

Wenn die Bergpredigt einen Entwurf der Lebensordnung für die christliche Gemeinde darstellt, wäre es falsch, sie als Katalog von Forderungen zu betrachten, die wir niemals ganz erfüllen können. Vielmehr werden wir uns prüfen, inwieweit wir in der christlichen Gemeinde Fuß gefasst haben. Sind wir noch Randsiedler, die beim Anhören des 5. Gebotes mit pharisäischem Stolz sagen können: "Getötet habe ich noch niemanden", oder sind wir schon zum Sinn dieses Gebotes durchgedrungen und bemerken, dass, wenn Gott ein Gott der Lebenden und nicht der Toten ist, auch unsere Haltung von einer Leidenschaft für das Leben durchdrungen sein muss? Wir dürfen anderen nicht das Lebensrecht absprechen, sondern sollen versuchen, ihnen an der Fülle des Lebens Teilnahme zu gewähren. Und doch sind wir oft im öffentlichen wie im privaten Leben weit von dieser christlichen Selbstverständlichkeit entfernt!

Wie gerne bauen wir Feindbilder auf, sehen im Kollegen den lästigen Konkurrenten, ohne daran zu denken, dass auch er eine Familie ernähren und deswegen ein entsprechendes Einkommen haben muss. Wie oft beschuldigen wir die anderen, prinzipiell alles falsch gemacht zu haben, wogegen wir über jeden Tadel erhaben zu sein scheinen. Mit diesem Verhalten anderen gegenüber sehen wir uns auch selbst in einem falschen Licht, da wir immer wieder auf Vergeltung und Neuanfang angewiesen sind. Wie viel Kummer und Schmerz bliebe erspart, wenn man den anderen nicht insgeheim oder sogar öffentlich abqualifizieren, sondern ihn als Geschöpf Gottes annehmen würde, der genauso von Gott geliebt wird wie wir. Vielleicht würden wir dann schnell bemerken, dass auch bei uns nicht immer alles im rechten Lot ist und wir selbst große Schwächen haben.

Durch Hass und Arroganz, durch fehlende Anteilnahme und mangelndes Interesse am Leben anderer sagen wir nein zum Leben des Nächsten und stellen uns gegen die Quelle des Lebens. Es ist nicht verwunderlich, dass Jesus solches Verhalten als unwürdig, das ewige Leben zu empfangen, zurückweist. Wenn wir das Leben des Mitmenschen nicht ernst nehmen, verachten wir auch Gott als die Quelle des Lebens, und unser eigenes Leben kann nicht von ewiger Dauer sein. Nicht umsonst sagt uns das Sprichwort: "Hochmut kommt vor dem Fall." Jesus geht jedoch mit seiner Auslegung des 5. Gebotes noch einen entscheidenden Schritt weiter, wenn er auch die Alternative Gott oder Mitmensch ablehnt.

2. Wider die Alternative: Gott oder Mitmensch

Oft hört man die Meinung, dass Religion Privatsache sei. Was man glaubt, gehe niemanden etwas an. Daran ist sicher richtig, dass wir keinem Menschen unseren eigenen Glauben aufzwingen können. Wir bemerken zum Beispiel oft sehr schmerzhaft bei den eigenen Kindern, dass sie unseren Glauben nicht einfach übernehmen, sondern selbst zu ihrem eigenen Glauben und ihren eigenen Wertskalen finden wollen. Wenn jeder seinen Glauben hat, folgt daraus noch lange nicht, dass Religion Privatsache ist. Im Gegenteil, Religion ist eine höchst öffentliche Angelegenheit.

Die Gretchenfrage: "Nun sag, wie hast du's mit der Religion?" ist im Grunde genommen überflüssig, denn wie Jesus aufzeigt, beantworten wir sie schon immer mit unseren Lebensäußerungen. Man kann sogar sagen, einen Christen erkennt man nicht so sehr an dem, was er glaubt, sondern ganz einfach an seinem Tun und Lassen. Ein Christ ist nicht schon dadurch ein Christ, dass er christlich spricht, sondern dass er auch christlich handelt. Damit redet Jesus keiner Werkgerechtigkeit das Wort, dass wir dieses oder jenes tun müssten, um vor Gott als Gerechte dazustehen, sondern er stellt einfach fest, dass wir uns Gott nicht zuwenden können, wenn wir dabei nicht auch den Nächsten im Blick haben. Wir können nicht fromme Lieder singen und laute Gebete sprechen und das als Ersatz dafür ansehen, dass wir andere Menschen angemessen behandeln. Christen müssen etwas von ihrem Christsein in den Alltag einbringen. Friedrich Nietzsche hatte sicher eine tiefe Wahrheit erkannt, als er kritisch anmerkte: "Der Buddhist handelt anders als der Nichtbuddhist; der Christ handelt wie alle Welt." Deswegen nahm auch Jesus das Wort aus dem Propheten Hosea auf: "Liebe will ich und nicht Schlachtopfer" (Hos 6,6). Christen können nicht dadurch die Welt verändern, dass sie sich von der Welt ab und Gott zuwenden.

Allerdings ist die Zuwendung zur Welt kein Ersatz für die Zuwendung zu Gott. Nach seiner Aufforderung: "Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh hin und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder", fährt Jesus fort: "Dann komm und opfere deine Gabe." Die Versöhnung mit dem Bruder ersetzt nicht das Opfer vor Gott, sondern macht das Opfer erst sinnvoll. Solange wir uns nicht um den Mitmenschen kümmern, ist jede Hinwendung zu Gott Weltflucht. Aber gerade diese verbietet uns Jesus, denn Gott ist kein Gott, der in Weltabgewandtheit droben überm Sternenzelt thront, sondern der sich dieser Welt zuwendet und in ihr wirkt. Deshalb können auch wir uns nicht aus der Welt zu Gott flüchten und sie ihrem eigenen Schicksal überlassen.

Jesus sagt aber nicht, wenn *du* etwas gegen deinen Bruder hast, dann geh zuerst hin und versöhne dich mit ihm, sondern wenn *dein Bruder* etwas gegen dich hat, dann gehe zu ihm. Entscheidend ist nicht, wer im Recht ist, ich oder mein Bruder, sondern wichtig ist, dass ein gestörtes Verhältnis zum Mitmenschen unser Verhältnis zu Gott beeinträchtigt. Doch wie schwer fällt uns das Einlenken, besonders wenn wir überzeugt sind, dass wir eigentlich im Recht sind. Man ist zu stolz, um die Hand zur Vergebung auszustrecken oder gar um Vergebung zu bitten. Lieber lässt man die mitmenschlichen Beziehungen einfrieren. Auch will man durch eine Geste der Vergebung den anderen nicht dazu ermutigen, sich wieder schäbig gegen einen zu benehmen.

Jesus lässt jedoch unser Aufrechnen und unseren unnützen Stolz nicht gelten. Er weiß, dass wir von uns aus keinen Eigenwert haben, der solchen Stolz rechtfertigen könnte. Alles, was wir haben und was wir sind, ist im Grunde eine Gabe Gottes, die wir ohne eigenes Zutun emp-

fangen haben. Es ist sinnlos und dumm, wenn wir auf uns stolz sind, denn unser Leben müsste vielmehr bezeugen, dass wir von Gott angenommen und geliebt sind. Wenn wir erkennen, dass alles, was wir sind und haben, nur auf die unverdiente Gnade Gottes zurückgeht, dann können wir uns auch dem Mitmenschen gegenüber öffnen, ungeachtet dessen, ob wir uns ausgenutzt oder sogar hintergangen fühlen. Christen sind keine Weichlinge, unfähig sich zu verteidigen, sondern statt von Egoismus und Hochmut sind sie von Demut und Mit-dem-anderen-Leiden geprägt.

In einer Ellenbogengesellschaft, in der sich nur der Rücksichtsloseste durchzusetzen scheint, sollten gerade Christen eine andere Lebensqualität bezeugen. Dies war auch das Faszinierende an den Christen der ersten Generation. Als jeder nur an sich dachte, sich brutal gegen jeden Widersacher durchsetzte und keine Gnade kannte, waren die Christen so ganz anders, so dass - wie uns der Kirchenvater Tertullian berichtet - man von ihnen sagte, dass sie einander sogar liebten. Diese Qualität, die manchmal als Sklavenmentalität und als Duckmäuserei abqualifiziert wurde, überzeugte schließlich die Welt, dass es noch Erstrebenswerteres gibt als Brachialgewalt. Nicht das Sich-aneinander-Reiben erwärmt die Welt, sondern das Zusammenstehen und das Sich-füreinander-Einsetzen.

Wie wichtig ist es zu wissen, dass wir uns auf jemanden verlassen können, dass wir jemanden haben, dem wir vertrauen können. Dies sind für die Lebensordnung der christlichen Gemeinde entscheidende Qualitäten. In einer Welt, die vorrangig auf Absicherung und Abgrenzung, auf Besitzstandswahrung und Verteidigung bedacht ist, ist es notwendig, dass es Menschen gibt, die sich zum Nächsten hinbegeben, die ihm die Hand zur Versöhnung reichen und die sich nicht einigeln, sondern die Gemeinschaft praktizieren. Wenn wir nicht zuerst danach fragen, wer wem unrecht getan hat, sondern erkennen, dass das Unrecht, das zwischen uns steht, uns in unserem Menschsein behindert, verstehen wir, warum Jesus nicht Almosen, sondern Versöhnung von uns forderte.

3. Nicht Almosen, sondern Versöhnung

"Schließ ohne Zögern Frieden mit deinem Gegner", ermahnt uns Jesus, "solange du mit ihm noch auf dem Weg zum Gericht bist." Auch wenn uns unser Mitmensch noch so unsympathisch ist, sollen wir ihn nicht mit einem Almosen, also einer herablassenden Geste, abspeisen, sondern uns mit ihm versöhnen. Die Pflicht zur unbedingten Versöhnungsbereitschaft erschöpft sich nicht in einzelnen Taten der Barmherzigkeit oder der Hilfeleistung, sondern erfordert unsere ganze Hinwendung zum anderen Menschen.

Oft wird die Aufforderung zur unbedingten Versöhnungsbereitschaft als Ausdruck völliger Weltfremdheit angesehen, denn wie kann man in einer Welt überleben, in der immer mit harten Bandagen gekämpft wird, wenn man dem anderen alles nachsieht. Würden wir die Worte Jesu als Aufforderung zum kontinuierlichen Nachgeben ansehen, wäre dieser Einwand auch berechtigt. Aber dann hätten wir auch Jesus völlig missverstanden. Martin Luther war der Absicht Jesu schon wesentlich näher gekommen, wenn er in seiner Auslegung des 5. Gebots schrieb: "Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöten." Jesus wollte nicht, dass wir uns alles Mögliche und Unmögliche gefallen lassen, sondern dass wir bei all unseren Handlungen immer das Wohl des Nächsten im Auge haben. Gerade das Nachgeben und das Darüberhinwegsehen ist meist das falsche Mittel, um dem anderen wirklich zu

helfen. Es ist oft gleichbedeutend mit einer Haltung, die viele Eltern ihren Kindern gegenüber einnehmen. Um von ihnen nicht belästigt zu werden, speisen sie sie mit materiellen Gütern ab, statt ihnen Zeit und Liebe zuzuwenden. Es geht nicht darum, dem anderen nachzugeben, damit er uns wieder für einige Zeit in Ruhe lässt, oder ihn mit Almosen abzuspeisen, sondern Versöhnen bedeutet, dass wir uns des anderen wie eines Sohnes oder einer Tochter annehmen und ihn als jemanden behandeln, der uns lieb und wert ist.

Die Pflicht zur unbedingten Versöhnungsbereitschaft beinhaltet die Frage, was dem anderen zu seinem Leben am dienlichsten ist. So reichen wir einem Betrunkenen nicht noch ein Glas oder schieben einen Süchtigen in ein Heim ab, sondern wir werden ihm helfen, dass er wieder Boden unter den Füßen bekommt. Ähnlich sehen wir bei einem Menschen, der gegen die von der Allgemeinheit akzeptierten Gesetze verstoßen hat, nicht einfach aus Gleichgültigkeit und Zeitmangel darüber hinweg oder lassen ihn nach schweren Verstößen im Gefängnis verschwinden, um für einige Zeit vor ihm geschätzt zu sein. Wir werden uns vielmehr bemühen herauszufinden, wieso es zu dieser gemeinschaftszerstörenden Tat kam und wie man ihm helfen kann, dass sich diese nicht wiederholt.

Natürlich könnte man auch anders mit dem Mitmenschen verfahren, etwa nach dem Prinzip "Auge um Auge und Zahn um Zahn". Dadurch würde jedoch unsere Welt noch härter, brutaler und rücksichtsloser werden, denn schon das Sprichwort sagt: "Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es zurück." Auf der anderen Seite könnte man einfach über die Fehler und Vergehen der anderen hinwegsehen und sich so absichern, dass man wenigstens selbst ungeschoren davonkommt. Aber auch diese Haltung schafft keine Gemeinschaft, sondern nur größere Isolierung und größeres Misstrauen innerhalb der Gesellschaft. Jesu Mahnung jedoch, nicht Almosen, sondern Versöhnung zu geben, nimmt den Menschen als Kind Gottes ernst, versucht, ihn auf diesem Weg weiterzubringen und somit eine menschlichere Gesellschaft zu gestalten.

Wir bemerken, dass dieser Entwurf einer Lebensordnung bei der christlichen Gemeinde keineswegs von Weltfremdheit zeugt. Die Welt wird weder pessimistisch verdammt noch optimistisch idealisiert. Sie wird vielmehr ernst genommen und in ihrer vollen Wirklichkeit gesehen, in ihrer Entfremdung und Entfernung von Gott. Aber auch wir selbst sind ein Stück Welt, denn sonst hätten wir die Ermahnungen der Bergpredigt nicht nötig. Doch Ermahnungen allein helfen nicht viel. Sie sind nur dann wirksam, wenn der, der sie ausspricht, sie schon im eigenen Leben in die Tat umgesetzt hat. Dies trifft in der Tat bei der Bergpredigt zu, denn Jesus hat uns vorgelebt, wie man den Mitmenschen behandelt. Er bezeugte die sein Leben bestimmende und durchflutende Liebe Gottes.

Deshalb ist er kein Mahner, der uns nur auf ethische Ideale hinweist. Er inspiriert uns auch, ihm selbst nachzuleben und von ihm immer erneut zu lernen, was es heißt, unseren Mitmenschen als Mensch gelten zu lassen. Jesus hat keine Almosen ausgeteilt, sondern die Versöhnung selbst gelebt. Er hat sein Leben nicht vom Tod bestimmen lassen, sondern von der Lebensquelle, die zu neuem Leben fährt. In seiner Nachfolge können auch wir uns anleiten lassen, unserer Umwelt neue Lebensqualität zu vermitteln.

V. Eine neue Ehemoral

Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst nicht die Ehe brechen. Ich aber sage euch: Wer eine Frau auch nur lästern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen.

Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt, dann reiße es aus und wirf es weg! Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verloren geht, als da ß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird. Und wenn dich deine rechte Hand zum Bösen verführt, dann hau sie ab und wirf sie weg! Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verloren geht, als dass dein ganzer Leib in die Hölle kommt.

Ferner ist gesagt worden: Wer seine Frau aus der Ehe entlässt, muss ihr eine Scheidungsurkunde geben. Ich aber sage euch: Wer seine Frau entlässt, obwohl kein Fall von Unzucht vorliegt, liefert sie dem Ehebruch aus; und wer eine Frau heiratet, die aus der Ehe entlassen worden ist, begeht Ehebruch.

Matthäus 5,27-32

In seiner Erläuterung zum 6. Gebot "Du sollst nicht die Ehe brechen", geht Jesus von der damaligen patriarchalischen Situation des Judentums aus. Dort nahm der Mann ein Mädchen zur Frau und konnte sie unter bestimmten Bedingungen, die nach unserem Empfinden sehr vordergründig sein konnten, wie etwa, dass seine Frau das Essen hatte anbrennen lassen, wieder aus der *von ihm* geschlossenen Ehe entlassen. Die Frau durfte dann allerdings vom Mann einen sogenannten "Scheidebrief" fordern, der ihr wieder ihre Selbständigkeit zurückgab, die sie durch die Eheschließung verloren hatte. Mit dessen Hilfe konnte sie dann eine neue Ehe eingehen. Vor diesem Hintergrund bemerken wir sehr schnell, dass Jesus bei den damals gültigen Traditionen nicht stehen blieb. Anhand zweier Fehlentwicklungen der Ehe, Ehebruch und Ehescheidung, wies er auf das Wesentliche der Ehe hin.

1. Jesus wies von der juristischen Form auf das Wesen der Ehe

Im Judentum zur Zeit Jesu verstand man auch den Ehebruch ganz anders als das heute bei uns üblich ist. Damals war Polygamie noch gesetzlich erlaubt, wenn auch kaum mehr praktisch ausgeübt, und so beging der Ehemann nur dann einen Ehebruch, wenn er in eine fremde Ehe einbrach und die Frau eines anderen verführte. Unterhielt er jedoch ein Verhältnis zu einer Unverheirateten, bedeutete das keinen Ehebruch für seine eigene Ehe. Nach dem damals geltenden Verständnis hatte jedoch eine Frau ihre eigene Ehe gebrochen, wenn sie ihrem Mann treulos wurde, und sie wurde dann ebenso bestraft wie der Mann, der in ihre Ehe eingebrochen war. Hatte sie jedoch einen Scheidebrief, d. h., war sie aus der Ehe von ihrem Mann entlassen worden, konnte sie eine neue Ehe schließen.

Jesus blieb mit seiner Erklärung des 6. Gebots nicht in den damals gültigen Konventionen und juristischen Auslegungen stecken, sondern betonte, dass Gott uns verbietet, *jede* bestehende Ehe, sei es unsere eigene oder eine andere, zu brechen. Nach Jesus begeht man Ehebruch nicht allein dadurch, dass man in eine bestehende Ehe einbricht, sondern, wie es die spätere rabbinische Lehre ausdrückte, man soll nicht ehebrechen, "weder mit der Hand noch mit dem Fuß, noch mit dem Auge, noch mit dem Herzen". Jesus machte diese Ehelehre nicht nur für besonders fromme Juden verbindlich, die sich schon damals an solche Regeln hielten, sondern für jeden Nachfolger Christi. Er verwarf damit eine doppelte Ehemoral, nach der etwa für einen Mann etwas erlaubt wäre, was seiner Frau verboten ist. Er konfrontierte beide mit dem Gebot, dass sie ihre Ehe unverbrüchlich halten sollten.

In ähnlicher Weise und im Gegensatz zu seiner Umwelt duldete Jesus keine billige Ehescheidung, sondern verbot schlechthin dem Mann, seine Frau aus der Ehe zu entlassen, d. h. sie zu verstoßen, außer es läge Ehebruch vor. Selbst wenn man eine Frau heiratet, die aus ihrer ersten Ehe entlassen wurde, bricht man mit ihr diese Ehe, denn man dringt in eine noch bestehende Ehe ein. Jesus erkannte die Unverbrüchlichkeit der Ehe an. Man kann sie nicht leichtfertig aufs Spiel setzen oder sich ihr entziehen, wenn sie einem nicht mehr passt.

Jesus äußerte mit seinem Kommentar zum 6. Gebot nicht seine Privatmeinung, von der wir uns wie von den Meinungen anderer Menschen leicht distanzieren könnten, sondern er spricht in der Autorität dessen, der an Gottes Stelle steht. Deswegen ist es verständlich, dass er denen, die sich seine Erläuterungen nicht zu eigen machen wollen, den Zorn Gottes androhte. In unüberbietbarer Schärfe sagte Jesus, dass es besser sei, wenn man etwa ein Auge oder eine Hand verlöre, als dass man aus sexueller Begierlichkeit von Gott ewig verworfen würde.

Wenn man sich dies zu Herzen nimmt, kann man sehr wohl verstehen, warum es nach römisch-katholischer Lehre fast unmöglich ist, eine bestehende Ehe, sei sie noch so zerrüttet, zu lösen und den Partnern eine neue Ehe zu ermöglichen. Doch sprach Jesus hier nicht nur vom tatsächlichen, faktischen Ehebruch, der allein nur vom kanonischen Recht der römisch-katholischen Kirche erfasst wird, sondern er sah den Ehebruch schon dann gegeben, wenn man sich etwa durch einen begehrlchen Blick oder durch eine einladende Geste vom eigenen Partner weg einem anderen Menschen zuwandte. Unter diesem Aspekt wären vom Ehebruch weit mehr betroffen, als nur die, die denken, sie könnten sich einmal einen Seitensprung leisten.

Der begehrlche Blick, hier von Jesus angeprangert und dem Ehebruch gleichgesetzt, wird durch unsere Kultur geradezu gefördert. Man denke an die Werbung für neue Bademoden, neue Automodelle oder die Kinoreklame. Möglicherweise sind wir durch diese ständige Erotisierung unserer Konsumzivilisation schon weitgehend dagegen immun geworden, doch der anfängliche begehrlche Blick, etwa auf eine Mitarbeiterin oder bei der Urlaubsbekanntschaft oder im Sportverein ist, wie Jesus richtig gesehen hat, der Anfang, der uns von unserem eigenen Partner weg zu einem anderen Menschen hinführen kann. Wenn uns Jesus hier eine neue rigorose Ehemoral als Leitlinie vor Augen stellte, wollte er uns damit auch einschärfen, dass der, der in kleinen Dingen nicht treu ist, auf Dauer meist in großen Dingen nicht treu sein kann. Dahinter steht bei Jesus die Überzeugung, dass die Ehe eine von Gott gewollte, ganzheitliche Lebensbeziehung ist.

2. Ehe ist eine von Gott gewollte, ganzheitliche Lebensbeziehung

In unserer spezialisierten und komplexen Welt zerfällt unser Leben in verschiedene Teilbereiche, die miteinander nur wenig oder gar nichts zu tun haben. Wir begeben uns zu unserem Arbeitsplatz, versinken in die Arbeitswelt und kehren zum Feierabend wieder nach Hause zurück. Arbeitswelt und Freizeitwelt haben meist sehr wenig miteinander gemein. Unser Ehepartner erlebt uns fast oder überhaupt nicht am Arbeitsplatz, und wir sind auch oft zu müde und abgespannt, um zu Hause noch viel von der Arbeit zu erzählen. So hat unser Ehepartner meist keinen Einblick in das, was dort wirklich vorgeht. In ähnlicher Weise haben viele Männer keine rechte Vorstellung von dem, was ihre Frauen den ganzen Tag über tun, während sie selbst fern von zu Hause dem Beruf nachgehen. Ist die Frau ebenfalls berufstätig, hat ihr Mann meist noch weniger Einblick in ihre Arbeit, die sie fern vom gemeinsamen Heim verrichtet.

Das Auseinanderklaffen zwischen unserer Wohn- und Arbeitswelt bringt es mit sich, dass wir faktisch mehr Zeit mit den Kollegen zubringen als mit unserem Ehepartner. Dies belastet die von Gott gewollte, ganzheitliche Lebensbeziehung der Ehe oft in einem Maß, wie es in einer vorindustriellen Gesellschaft noch nicht so gegeben war. Durch das Eingespanntsein in so ganz verschiedene Erlebniswelten ist die Gefahr größer denn je, dass wir uns auseinanderleben, dass wir so in der eigenen Welt aufgehen, dass das Verbindende vernachlässigt wird und wir uns nichts mehr zu sagen haben, da unser Partner sowieso unsere eigene Welt nicht versteht. Zudem sind wir oft zu müde, zu abgespannt oder ganz einfach zu bequem, um den Partner an dem teilnehmen zu lassen, was wir tagsüber erlebt haben. Soll allerdings die Ehe eine ganzheitliche Lebensbeziehung sein, dann dürfen wir den Partner nicht von so wichtigen Teilen ausschließen, ohne ihm letztlich als Fremdling gegenüberzustehen. Wenn daher ein Eindringling in einer Ehe auftaucht, ist das ein Anzeichen dafür, dass die Ehe nicht mehr in Ordnung war. Es wird also das zerstört, was sowieso bereits auf schwankendem Grund stand.

Meist steht zu Beginn einer Ehe, auch der, die irgendwann scheitert, die Liebe. Wie es auf den ersten Seiten der Bibel bezeugt ist, und wie es Jesus an anderen Stellen betonte, ist die Liebe eine Naturkraft, die uns zum anderen hinzieht und die uns mit dem Partner zu einer Ganzheit werden lässt. Doch in einer egoistischen Welt, in der die Selbstbehauptung des Ichs das Wichtigste zu sein scheint und gleichzeitig so viel von Liebe geredet wird, müssen wir uns fragen, was uns wirklich zum Nächsten hinzieht. Werden wir zum anderen hingezogen, weil wir mit ihm eine ganzheitliche Lebensbeziehung aufnehmen wollen, oder betrachten wir den anderen als Versorgungsobjekt, als Sexsklave oder als Bedienungspersonal? Eine ganzheitliche Lebensbeziehung erfordert, dass *beide* aufeinander bezogen sind und nicht nur der eine auf den anderen.

Die Liebe muss täglich gegen die Verliebtheit in unser eigenes Ich ankämpfen. Sie muss erkennen, dass wir in dem Partner ein Du vor uns haben, das genauso von Gott geachtet, geschaffen und geliebt ist, wie wir selbst. Je mehr wir unseren Egoismus überwinden können, desto mehr werden wir in die Dynamik dieser Liebesbeziehung hineinwachsen.

Eine ganzheitliche Lebensbeziehung bedeutet nicht, dass wir ein Duplikat des Partners werden sollen. Es ist oft die Illusion einer ersten Liebe, dass wir ganz so werden wollen, wie der andere sich uns vorstellt. In einer ganzheitlichen Beziehung sollen sich zwar Kanten und Angriffsflächen abschleifen; wenn wir allerdings dem anderen hörig werden, wenn wir unser Ich aufgeben, geben wir auch unser eigenes Leben auf und gehen keinen gemeinsamen Weg

mehr, sondern nur den Weg des anderen. Liebe bedeutet nicht, dass jeder seinen Weg geht, auch nicht, dass der eine nur den Weg des anderen geht, sondern dass der Partner auch anders sein kann und darf und wir ihm Raum zur Entfaltung geben. Viele Ehen scheitern oder werden zumindest so langweilig, dass sich die Partner gegenseitig auf die Nerven fallen, weil keiner den anderen so akzeptiert, wie er ist, sondern eine Kopie seiner selbst aus ihm machen möchte. Lieben heißt also nicht, den anderen besitzen, sondern miteinander in je eigener Weise der Zukunft entgegengehen. Wie Jesus in seinem Kommentar zum 6. Gebot anzeigt, ist der größte Feind der Ehe das eigene Ich, das sich lieber vor einen Spiegel statt vor den Partner hinstellt, um zu sagen: "Ich liebe dich."

Es ist besonders wichtig, dass wir uns ständig daran erinnern, dass die ganzheitliche Lebensbeziehung, die wir in einer Ehe anstreben, nicht nur eine Beziehung zwischen zwei Menschen ist. Hier hat das Sprichwort recht, wenn es uns sagt: "Ehen werden im Himmel geschlossen, aber auf Erden gelebt." Die Ehe als eine Grundform menschlicher Existenz ist uns von Gott mit der Schöpfung angeboten. Auch wenn wegen des berechtigten Interesses des Staates an der Ehe und ihrem Gelingen eine staatliche Eheschließung vorgeschrieben wird, bedeutet eine kirchliche Trauung mehr als nur eine schöne Familienfeier. Sich den Segen Gottes für das Gelingen der Ehe zu erbitten, zeigt, dass wir die Verheißung Jesu ernst nehmen, dass die Ehe unter dem besonderen Schutz Gottes steht.

Gott will nicht, dass eine Ehe zerbricht, sondern, dass sie zu einer dauerhaften ganzheitlichen Lebensbeziehung wird. Es sollte uns zum Nachdenken anregen, wenn wir etwa aus den USA hören, dass dort heute zwar schon jede zweite Ehe geschieden wird, dass aber von den Ehepartnern, die täglich miteinander beten, es nur bei jeder tausendsten Ehe zur Scheidung kommt. Ein Leben vor und mit Gott trägt viel zur inneren Lebensfähigkeit unserer Ehe und zur ehelichen Treue bei. Wenn wir Gott in unserem Leben regieren lassen, wird zwar unser Egoismus nicht immer ganz ausgeschaltet, aber doch oft gezähmt, so dass wir nicht unsere Beziehung zum Partner gefährden. Je mehr wir uns selbst als von Gott angenommen erkennen, desto mehr sind wir fähig, den anderen anzunehmen und ihn als Partner anzuerkennen und zu ehren. Bei Jesu eindeutiger Verurteilung des Ehebruchs müssen wir schließlich noch einen dritten Punkt bedenken: die Ehe ist kein Seinsstatus, in den wir einfach hineingestellt werden, oder, wie man so landläufig sagt, dass wir endlich den Hafen der Ehe angefahren haben und darin vor Anker gegangen sind, sondern die Ehe muss sich immer erneut bewähren.

3. Ehe als Seinsstatus bewährt sich immer im Werden

Die größte Gefahr für die Ehe ist die Illusion, dass sie wie von selbst läuft und alles in Ordnung ist. Solche Selbstzufriedenheit kann zum Einschlafen der Ehe führen oder zu dem Missverständnis, dass man sich ja dann einiges erlauben könne. In der Ehe kann man sich jedoch weder zur Ruhe setzen, noch darf man sie willentlich belasten. Auch wenn wir es noch so oft im Film und Fernsehen sehen, in fast jeder Illustrierten lesen und von Bekannten und Freunden hören und bemerken: Frivolität gegenüber der eigenen oder einer anderen Ehe ist, wie Jesus betont, schon Ehebruch. Es gibt keine Liebe ohne Verzicht auf eigene Wünsche, auf Egoismus und amouröse Abenteuer.

Obwohl man heute fast nur aus Liebe oder Zuneigung eine Ehe eingeht, obwohl viele eine noch vorjahrzehnten ungeahnte sexuelle Freizügigkeit vor der Ehe ausüben und man sich immer schneller entschließt, eine geschlossene Ehe wieder zu verlassen, sind doch die Menschen

nicht glücklicher geworden. Im Gegenteil, Ehe- und Lebensberatungsstellen werden immer häufiger aufgesucht. Der Drang nach Glück und Selbsterfüllung sieht im anderen häufig nur ein Mittel zur Befriedigung des eigenen Ichs. Dabei vergessen wir, dass wir zutiefst dialogische Wesen sind, die ihr Glück nicht in egoistischer Isolierung finden können, sondern nur im Öffnen zum Mitmenschen und zum Partner. Es ist die Tragik vieler sogenannter Erfolgsmenschen, dass sie durch ihren Erfolg verarmt und isoliert geworden sind, weil sie buchstäblich über Leichen, über Lebensschicksale gingen. Erfüllung durch den anderen Menschen besteht aber darin, dass man ihn nicht als austauschbares Objekt behandelt, sondern als einen einmaligen, von Gott geliebten Menschen. Selbsterfüllung in der Ehe wird darum im ständigen Geben und Nehmen erreicht, in der Ermutigung und nicht in der Entmutigung des Partners, in der Hilfe und nicht im Triumph über ihn.

Wenn wir in der Ehe miteinander leben und zusammen auf die uns gemeinsam geschenkte Zukunft zuschreiten, dann sind wir nicht einfach in die Ehe hineingestellt, sondern ergreifen sie als Chance zum gemeinsamen Planen, Gestalten und Arbeiten. Unsere Ehe wird sich in immer neuer Form für uns bewähren. Sie ist kein Zwangskorsett, das uns auferlegt wird, sondern eine Gelegenheit, von der Vereinzelung zur Einheit miteinander fortzuschreiten.

Da eine Ehe auf Erden gelebt wird, ist sie nie ohne Spannungen. Obwohl wir von Jesus in der Bergpredigt hören, dass Gott den Ehebruch nicht will und nicht gutheißt, kann eine Ehe zerbrechen. Der gleiche Jesus, der hier den Ehebruch mit dem Auge und im Herzen kategorisch verurteilte, sprach von der Sünderin, die die Ehe gebrochen hat: "Ihr sind ihre Sünden vergeben, weil sie (mir) so viel Liebe gezeigt hat" (Lk 7,47). ja, er sagte sogar: "Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie" (Joh 8,7). Ohne das Scheitern einer Ehe rechtfertigen zu können, dürfen auch die, die aus einer zerbrochenen Ehe kommen, von dem Jesuswort her leben: "Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!" (Joh 8,11). Solch menschliche Schicksale stehen unter der Vergebung und Ermahnung Jesu zu einem besseren Neuanfang und zeigen uns, dass eine Ehe letztlich nur von der vergehenden Gnade Gottes her gelebt werden kann.

Wenn Ehebruch wirklich all das umschließt, was Jesus in der Bergpredigt aufzeigt - und daran ist, wie wir bei vielen gefährdeten und zerrütteten Ehen sehen, nicht zu zweifeln - muss eine Ehe immer wieder unter dem Wort der Vergebung und des Neuanfangs stehen. Weil auch Christen über ihr Sündersein nicht erhaben sind und zudem noch in einer Welt leben, die von menschlichem Versagen und von Schuld gezeichnet ist, werden sie sich einander immer wieder erneut Vergebung zusprechen und bereit sein, die Vergebung auch selbst zu empfangen und daraus erneut zu leben versuchen. Selbst wenn man meint, die Liebe sei erkaltet, kann man lernen, das Feuer der Liebe erneut zu entfachen, auf den Partner zuzugehen, ihn zu ermutigen und es wieder mit ihm zu versuchen.

Wenn wir aus der Bergpredigt lernen dürfen, welches Fehlverhalten für unsere Ehe undiskutabel ist, dann werden wir auch versuchen, unsere Ehe anders zu führen als viele andere, die Gott bewusst aus ihrem Leben ausklammern. Wenn zwei Menschen erkannt haben, dass Gott ihr Schöpfer ist, der sie liebt und in Treue zu ihnen steht, wird es ihnen möglich sein, diese Liebe und Treue ihrem Partner gegenüber auszustrahlen. Somit birgt die Ehe eine große Verheißung, denn je mehr Liebe wir ausstrahlen, desto mehr empfangen wir sie auch, und je treuer wir uns erweisen, desto geborgener dürfen wir uns selbst wissen.

VI. Was gilt unser Wort?

Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst keinen Meineid schwören, und: du sollst halten, was du dem Herrn geschworen hast. Ich aber sage euch: Schwört überhaupt nicht, weder beim Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist der Schemel für seine Füße, noch bei Jerusalem, denn es ist die Stadt des großen Königs. Auch bei deinem Haupt sollst du nicht schwören; denn du kannst kein einziges Haar weiß oder schwarz machen. Euer ja sei ein ja, euer Nein ein Nein; alles andere stammt vom Bösen.

Matthäus 5,33-37

Jesu Kommentar zum Schwören ist gleichsam eine Erklärung des 2. und 8. Gebotes, "Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen" und "Du sollst nicht falsch aussagen gegen Deinen Nächsten". Der Eid oder Schwur, von dem Jesus spricht, beinhaltet eine Selbstverfluchung für den Fall, dass wir nicht die Wahrheit sagen. Beim gerichtlichen Eid zum Beispiel wird durch den Eid unsere Aussage verstärkt, um den Wahrheitsgehalt unserer Worte zu sichern. Das kann dadurch geschehen, dass man bei dem schwört, was einem wertvoll und heilig ist. Meist wird zur Bekräftigung das Zeugnis eines höheren Wesens, etwa einer Gottheit, angerufen.

Eidesleistungen sind uns auch aus dem Alten Testament bekannt, wo man meist etwas dadurch bekräftigte, dass man Gott zum Zeugen der Wahrheit anrief. Doch war es in Israel üblich geworden, bei jeder Gelegenheit eine Aussage eidlich zu bekräftigen, um ihr Nachdruck zu verleihen. Hinter solch einer Inflation des Eides oder des Schwures verbirgt sich meist eine Inflation der Worte. Es werden so viele Worte gemacht, dass man kaum mehr weiß, wie verlässlich eine Einzelaussage ist. Auch heute erleben wir eine Inflation von Worten.

1. Wir leben mit einer Inflation von Worten

Massenmedien wie Zeitung, Illustrierte, Radio und Fernsehen leben von der Kommunikation, von der Mitteilung des geschriebenen, gesprochenen oder durch Bilder unterstrichenen Wortes. Durch ständige Vermehrung erhöht sich jedoch nicht der Wert des Wortes. Deshalb muss eine Flut von Worten immer gegen andere kämpfen, um sich Gehör zu verschaffen. Wenn man zum Beispiel ein Manuskript einem Verlag anbietet, wird man oft danach gefragt, wie sich dieses neue Buch von ähnlichen, schon auf dem Markt befindlichen Büchern unterscheidet. Man muss überzeugend nachweisen, dass dies nicht ein Buch unter vielen ist, sondern dass es wirklich etwas Neues oder anderes auszusagen hat. Allerdings wird bei der heutigen Massenproduktion von Büchern manchmal schon weniger auf den Inhalt geachtet als darauf, ob das im Buch Gesagte im Augenblick aktuell ist. Ein Verlag will mit ähnlichen Produkten anderer Verlage konkurrieren und zu einem bestimmten Thema auch selbst etwas auf den Markt bringen. Diese sich überschneidende Flut von Worten führt oft zu der berechtigten Frage, wieweit ein Wort noch gehört wird und nicht im allgemeinen Wortschwall untergeht.

Um dem eigenen Wort in der Flut von Worten Gehör zu verschaffen, versucht man entweder, die anderen Worte abzuqualifizieren oder, was dem fast gleichkommt, man bemüht sich, dem eigenen Wort mehr Gewicht zu verleihen als es andere Worte haben. Die Abqualifizierung anderer Worte findet besonders häufig im politischen Bereich statt. Wenn wir etwa einer Debatte der von uns gewählten Abgeordneten zuhören, ganz gleich, welcher Parteirichtung sie angehören, bekommen wir das Gefühl, dass ihre politischen Gegner nicht nur minderwertige Kreaturen sind, sondern Menschen, die geradezu vor Lüge, Unfähigkeit und Unverstand strotzen. Am politisch Andersdenkenden wird kein gutes Haar gelassen. Wenn solch ein Feindbild erst einmal aufgebaut ist, ist eine konstruktive Zusammenarbeit mit Andersdenkenden kaum mehr möglich. Als Konsequenz entscheidet man meist allein gegen die Stimmen der Opposition und die in der Minderheit Befindlichen verweigern der Mehrheit ähnlich die Zusammenarbeit und suchen die Konfrontation. Dabei kommt es statt zu Sachpolitik immer häufiger zu reiner Machtpolitik, und echte Staatsführung fällt dem Geist, der den anderen stets verneint, zum Opfer.

Der andere, oft beschnittene Weg ist der, dass man sich durch eigene Worte von der Flut anderer Worte abzuheben versucht. Auch dann dient das Wort weniger der Kommunikation als der Distanzierung, mehr der Abgrenzung als dem Dialog. Diese Benutzung des Wortes als Waffe widerspricht aber unserem auf Dialog und Kommunikation angelegten Wesen. Im Gegensatz zum Tier können wir nicht die Worte nur gedankenlos nachplappern, wie zum Beispiel ein Papagei, sondern uns selbst in Worte fassen, um uns anderen mitzuteilen. Dadurch ermöglichen wir einem anderen, an etwas teilzunehmen, von dem er sonst ausgeschlossen wäre. So können wir etwa in Reiseberichten Eindrücke von fernen Ländern, die ein anderer noch nie gesehen hat, wiedergeben, und ihn durch unsere Worte daran teilnehmen lassen, oder wir führen jemand in die Geheimnisse eines wissenschaftlichen Problems ein, das er ohne unsere erläuternden Worte in seiner Tragweite überhaupt nicht verstehen kann.

Weil wir durch das Wort ungeahnte Möglichkeiten haben, andere an unserer eigenen Erlebnis- und Wissenswelt teilnehmen zu lassen, wurde dem Wort, auch dem geschriebenen, immer besondere Bedeutung beigemessen. Es soll in Verantwortung gebraucht werden. Andere sollen dadurch nicht irreführt oder gar durch ein nicht eingehaltenes Wort übervorteilt werden. Unser Wort soll immer durch unsere eigene Person gedeckt werden. Wir bürgen gleichsam für die Glaubwürdigkeit dessen, was wir sagen und werden an der Vertrauenswürdigkeit unserer Worte gemessen. Man kann das sehr drastisch bei den eigenen Kindern bemerken, wenn einem plötzlich entgegengehalten wird: "Aber du hast es doch gesagt!" oder "du hast das doch versprochen!" Welche Enttäuschung und welcher Vertrauensbruch, wenn wir uns nicht mehr erinnern können, jemals eine Zusage gemacht oder etwas Bestimmtes behauptet zu haben. Das Sprichwort bekräftigt ebenfalls: "Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht", denn Unwahrhaftigkeit zerstört die menschliche Gemeinschaft.

2. Unwahrhaftigkeit zerstört Gemeinschaft

Unwahrhaftigkeit zerstört die Gemeinschaft mit Gott und den Menschen. So werden wir im Jakobusbrief gewarnt: "So ist auch die Zunge nur ein kleines Körperglied und rühmt sich doch großer Dinge. Und wie klein kann ein Feuer sein, das einen großen Wald in Brand steckt. Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Die Zunge ist der Teil, der den ganzen Menschen verdirbt und das Rad des Lebens in Brand setzt" (Jak 3, 5 f). Ähnlich weist auch Jesus in der Bergpredigt darauf hin, dass, wenn die Vertrauensbasis erst einmal zerbro-

chen ist, wir auch durch die größten Beteuerungen unserem Wort nicht mehr neue Glaubwürdigkeit verleihen können. Glaubwürdigkeit können wir uns nicht nach Belieben erwerben, sondern entweder sind wir glaubwürdig oder nicht. Wir können unsere Glaubwürdigkeit höchstens verspielen, und haben wir sie verloren, ist es nicht nur um uns schlecht bestellt, sondern auch um unser Verhältnis zu anderen Menschen.

Es ist sicher nicht immer nur unsere schlechte Motivation, die andere an unserer Glaubwürdigkeit zweifeln lässt. Oft wollen wir dem andern nicht weh tun, wir wollen ihn nicht beleidigen und ihm einfach die Wahrheit ins Gesicht sagen. Diese Scheu, dem anderen weh zu tun, verleitet uns manchmal dazu, die Wahrheit ins Gegenteil zu verkehren. Natürlich sollen wir nicht immer alles sagen, was wahr ist. Nicht nur unser Taktgefühl erfordert eine Begrenzung des zu Sagenden, sondern auch unsere Liebe zum Nächsten lässt uns abwägen, ob wir ihm etwa das mit der Wahrheit verbundene Leid zumuten können. Aber dennoch muss das, was wir sagen, immer wahr sein, es darf nicht zur Halbwahrheit werden. Es ist besser glatt einzugestehen, dass man etwas nicht sagen kann oder darf, statt einen Sachverhalt aus missverständlicher Liebe in sein Gegenteil zu verkehren. Wie oft wird etwa an Krankenbetten gelogen, weil man dem Kranken die Wahrheit nicht sagen will, obwohl er genauso gut wie wir weiß, wie es um ihn steht. Hier würde ein aufrichtiges Wort oft ein falsches, sentimentales Theaterstück beenden und zum echten Gespräch führen. Stattdessen drücken wir uns um die Wahrheit herum, behaupten oft das Gegenteil und wir bleiben in der Unverbindlichkeit. Statt Gemeinschaft und Solidarität mit dem Kranken zu bezeugen und ihn in unsere Gemeinschaft mit hinzunehmen, errichten wir eine Wand der Heuchelei und Ungewissheit.

Auch in anderen Lebensbereichen wollen wir oft der Wahrheit nicht ins Gesicht sehen. So redet man etwa von "Schwangerschaftsunterbrechungen", als ob es hier eine Unterbrechung gäbe, nach der man eine Schwangerschaft wieder fortfahren könnte. Was dabei unterbrochen wird, kann nicht mehr weitergeführt werden, denn tot bleibt tot. Wir reden hier in einem sentimental Selbstbetrug um das herum, was geduldet, sanktioniert und vielfach ausgeführt wird. Würden wir dieser Logik nachgeben, müssten wir auch das Töten geborener Säuglinge als "Pflegeunterbrechung" bezeichnen. In ähnlich bedenklicher Weise reden wir schon von Euthanasie, das heißt wörtlich übersetzt vom "guten Tod". Als ob der Tod, wann auch immer er eintritt, gute Eigenschaften an sich hätte. Er bringt stets unwiderruflichen Verlust mit sich.

Ähnlich wie wir durch Unwahrhaftigkeit oder Beschönigungen Gräben und Grenzen gegenüber denen ziehen, die am Anfang oder Ende des Lebens stehen, markieren wir auch immer deutlichere Grenzen gegenüber anderen Menschen und Völkern. So wurden zwar überall die Kriegsministerien in Verteidigungsministerien umbenannt. Dadurch ist jedoch das Wettrüsten nicht begrenzt worden. In gleicher Weise spricht man allenthalben von Frieden, aber in Wahrheit wird in Ost und West das Ende unserer Zivilisation immer perfekter und schneller vorbereitet. Wie kann man überhaupt guten Gewissens die Parole verbreiten, "Frieden schaffen mit weniger Waffen", wenn man gleichzeitig weiß, dass auch diese wenigen Waffen all das an Zerstörungskraft in den Schatten stellen, was uns im Zweiten Weltkrieg begegnet ist. Dadurch, dass man etwas Schlechtes gutheißt, wird es nicht gut, sondern führt dazu, dass wir den Worten noch weniger vertrauen können und zwischen den Zeilen lesen müssen, um die vermeintliche Wahrheit zu erfahren. Solcher Gebrauch von Worten führt nur zu noch mehr Absicherung und Abgrenzung, statt zu Dialog und Mitmenschlichkeit.

Unwahrhaftigkeit zerstört sowohl die menschliche Gemeinschaft, als auch die Gemeinschaft mit Gott, denn unser fehlendes Vertrauen zum Mitmenschen entstammt unserem gestörten Verhältnis zu Gott. Jesus weist das sehr deutlich am Eid nach. Wenn er uns verbietet, beim

Himmel, bei der Erde oder bei Jerusalem zu schwören, dann müssen wir bedenken, dass Himmel und Erde im Alten Testament als Zeichen für Gottes unverbrüchliche Treue uns Menschen gegenüber verstanden wurden. Gott hat Himmel und Erde geschaffen, und er will sie erhalten, solange es Menschen gibt. Würden wir bei Gottes Schöpfung schwören, würden wir gleichsam seine Treue als Garant benutzen, um unseren zweifelhaften Worten den Anstrich von Vertrauenswürdigkeit zu geben. Aber Gott lässt sich nicht in unseren Dienst stellen. Wie können wir auch unseren Worten, selbst wenn sie noch so gut gemeint und noch so treuherzig ausgesprochen sind, wirklich Nachdruck verleihen? Sind sie nicht immer unter dem Aspekt des Vorbehalts gesprochen, unter dem Vorzeichen, das unser ganzes Leben prägt, nämlich, 'so weit wir es vermögen' und 'sofern Gott will'?

Wie Himmel und Erde wurde im Alten Testament auch Jerusalem als Garant des Wortes Gottes angesehen, als unzerstörbares Zeichen des ewigen Bundes, den Gott mit seinem Volk geschlossen hatte. Wie kann man das ewige und unverbrüchliche Wort Gottes als Garantie für etwas heranziehen, das, wie menschliche Worte, höchstens begrenzte Geltung hat? Die Ohnmacht und Begrenzung des menschlichen Wortes wird noch deutlicher, wenn Jesus uns sagt, "Auch bei deinem Haupt sollst du nicht schwören, denn du kannst kein einziges Haar weiß oder schwarz machen." Gleichsam ironisch deutet uns Jesus an, dass wir über unseren Kopf, über unseren Körper nicht selbst verfügen können, denn alles ist ein Geschenk Gottes.

Es gibt keine Bekräftigung, die der menschlichen Rede Wahrhaftigkeit verleihen könnte. Wollen wir unserer Rede durch Berufung auf Gott Nachdruck verleihen, missbrauchen wir seinen Namen, denn wir versuchen, Gott für die Wahrheit unserer eigenen Worte zu gebrauchen. Berufen wir uns aber auf uns selbst und die eigene Autorität, dann ist auch das ein Vergehen gegen Gott, denn wir verleugnen, dass wir unserem Tun und Reden niemals letzte Autorität verleihen können. Allein der, dessen Geschöpfe wir sind, kann unseren Worten Wahrhaftigkeit geben. So lenkt uns Jesus schließlich auf den schmalen Pfad der Wahrheit, wenn er uns einschärft: "Euer ja sei ein ja, euer Nein ein Nein; alles andere stammt vom Bösen."

3. Der schmale Pfad der Wahrheit

Wenn man zum zukünftigen Ehepartner sagt: "Bei allem, was mir lieb und teuer ist, schwöre ich dir ewige Treue" oder "Bei Gottes Namen schwöre ich dir ewige Treue", müsste einem klar sein, dass man zu solchem Schwur nicht berechtigt ist, denn man kann ihn nicht einhalten. Wenn man jedoch dem Partner gelobt, "mit Gottes Hilfe will ich dir ewig treu sein", dann ist der Fall ganz anders gelagert, denn nun gesteht man ein, dass es trotz aller guten Absichten, Wahrheit und Treue nur bei Gott und mit seiner Hilfe gibt. Wie wir immer wieder schmerzlich erfahren müssen, ist es trotz bester Vorsätze um unsere Wahrheit und Treue nicht gut bestellt. Zu oft ertappen wir uns in der Situation, die Paulus so beschrieb: "Denn ich begreife mein Handeln nicht: ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse" (Röm 7,15).

Wenn uns Jesus das Schwören verbietet, will er an unsere Grenzen erinnern und sagen, dass wir trotz aller Inflation der Worte über unser Reden Rechenschaft schuldig sind. Wir dürfen nicht mehr sagen und versprechen als wir letztlich halten können. Wenn wir über die von Gott gesetzten Grenzen hinausgehen und uns benehmen, als hätten wir die Wahrheit gepachtet, als wüssten wir als einzige, worum es ginge, handeln und reden wir vermessen und gotteslästerlich. Jesus fordert jedoch, dass bei einem Christen Tun und Reden eine Einheit bilden sollen. Jesus wollte von uns volle Wahrhaftigkeit, so dass wir für unsere Worte keine Sanktionierung

durch eidesstattliche oder andere Erklärungen brauchen. Das heißt nicht, dass sich Christen einer staatlichen Eidesforderung entziehen sollen. In einer misstrauischen Welt, die von der Inflation des Wortes gekennzeichnet ist, sind solche Beteuerungen unumgänglich. Aber das Wort eines Christen wird durch solch äußerliche Dinge weder etwas hinzugewinnen oder durch deren Fehlen einen Mangel erleiden.

Einen Christen soll man daran erkennen, dass er nicht doppelzünftig spricht oder sich zu unhaltbaren Aussagen versteigt, sondern sich der Grenzen dessen bewusst ist, was er halten und sagen kann und dass er innerhalb dieser Grenzen lebt. Wenn Jesus uns Christen auffordert, dass unser ja ein ja und unser Nein ein Nein sei, will er uns daran erinnern, dass unser Reden immer an dessen Wort gemessen werden soll, der die Quelle der Wahrheit ist. Wir bemerken es selbst immer wieder, wie man einen Menschen schätzt, dem man bedingungslos vertrauen kann, der uns nichts vormacht, sondern schlechthin vertrauenswürdig ist.

Wenn Christen sich von dem unterscheiden, wie es allgemein in der Welt zugeht - und darauf zielt die Bergpredigt ab -, dürfen sie nicht denen gleichen, die uns nach dem Mund reden, die jeweils das sagen, was von ihnen erwartet wird und denen man deshalb mit gemischten Gefühlen entgegentritt. Christen zeichnen sich dadurch aus, dass sie in ihrer Liebe zu den Mitmenschen diese nicht übervorteilen, sondern auf sie zugehen und ihr Bestes wollen. Christen reden deshalb nicht nur in bedeutungslosen Reklamesuperlativen. Mit ihrer Rede zeichnen sie gleichsam das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen nach und verfälschen es nicht durch rosarote Farben oder pessimistische Schwarzmalerei.

Dass Jesus uns Oberhaupt zum geradlinigen Reden ermahnen muss, zeigt, dass auch Christen in ihrem Streben nach Wahrhaftigkeit immer wieder Schiffbruch erleiden. In einer Welt, in der die Lautstärke des Gesagten oft wichtiger ist als das, was ausgesagt wird, wird die ruhig und ohne Übertreibung vorgetragene Wahrheit oft überhört. Dies darf uns nicht dazu verleiten, es anderen gleichzutun und mehr Wert darauf zu legen, zu gefallen, als immer das zu sagen, was richtig und sachgemäß ist. Wir müssen uns überdies immer wieder eingestehen, dass wir uns dem Zugriff der Welt nicht entziehen können und uns oft verleiten lassen, nicht bei einem einfachen ja oder Nein zu bleiben, sondern an der Perversion der Wahrheit teilzunehmen. Deshalb müssen wir uns immer erneut dazu aufrufen lassen, uns am Vorbild und der Ermahnung Jesu aufzurichten. Nur so kann die Welt schließlich von der Wahrheit überwunden werden, denn, wie Jesus bezeugte: "Die Wahrheit wird euch frei machen."

Wenn die Wahrheit frei und ungeschminkt Gehör findet und die Quelle der Wahrheit bis in die letzten Winkel der Welt regiert, ist die Unwahrhaftigkeit besiegt; dann wird die menschliche Gemeinschaft nicht mehr von Misstrauen gefärbt und gestört sein. Jesus ermuntert uns, schon jetzt an der Errichtung solch einer Gemeinschaft mitzubauen. Durch unser ja und unser Nein, am rechten Ort und zur rechten Zeit gesprochen, dürfen wir mithelfen, Licht in das Dunkel der Welt zu tragen und das Wort in einer Welt zu verkünden, die trotz allem Wortschwall immer mehr in teilnahmslose Sprachlosigkeit versinkt.

VII. Wider die Ellenbogengesellschaft

Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin. Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann laß ihm auch den Mantel. Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu geben, dann geh zwei mit ihm. Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab.

Matthäus 5,38-42

Die Verse, die wir soeben gelesen haben, scheinen so unrealistisch und wirklichkeitsfremd zu sein, dass sie uns dazu verleiten könnten, die Bergpredigt insgesamt abzulehnen. Doch sind gerade diese Verse beispielhaft für die Verkündigung Jesu. Sie zeigen, dass Jesus und unsere Erfahrungen im menschlichen Zusammenleben nicht zusammenpassen. So brauchen wir uns nicht zu wundern, dass Jesus nach außen hin gesehen Schiffbruch erlitten hat. Wie das Johannesevangelium sagt, "er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf" (Job 1,11). Dieses Anderssein und dieses Nicht-zusammen-Passen zeigt sich auch bei einem ganz einfachen aber grundlegend wichtigen Tatbestand, den unser Text anspricht, nämlich der Barmherzigkeit Gottes.

1. Wir wollen nichts geschenkt haben

Sicher haben Sie schon Ähnliches in der Vergangenheit erlebt: Ihre Nachbarn haben erfahren, dass Sie Geburtstag feiern. Es klingelt, Sie öffnen und die Nachbarin steht mit einem riesengroßen Blumenstrauß vor der Tür, um zu gratulieren. Sie sind überrascht und gerührt und bedanken sich mit den Worten: "Das ist ja wirklich nett von Ihnen, aber so ein großer Strauß - den hätte es doch wirklich nicht gebraucht! Wie kann ich das nur wieder gutmachen?"

Obwohl wir uns im Grunde über solch eine Aufmerksamkeit freuen, berührt sie uns auch eigenartig, denn wir wollen von keinem Fremden etwas geschenkt bekommen und möglicherweise dann bei ihm in der Schuld stehen. So angenehm das Beschenktwerden ist, immer haben wir den Verdacht, dass wir damit unsere Eigenständigkeit verlieren und in ein Abhängigkeitsverhältnis kommen könnten. Man muss sich revanchieren, auch wieder etwas "zurückschenken", möglichst etwas Gleichwertiges, und damit wird der eigentliche Sinn des Schenkens - nämlich jemandem eine Freude zu bereiten - zerstört, und es findet im Grunde genommen nur ein Austausch von Geschenken statt.

Es ist nicht nur unsere Angst, die uns Dinge nicht einfach annehmen lässt, ohne dass wir uns revanchieren können, sondern wir sind auch gewohnt, uns alles selbst zu erarbeiten. Schließlich lehrt uns schon das Sprichwort "Ohne Fleiß kein Preis", und wir sind stolz darauf, wenn wir uns etwas geschaffen haben und bestimmte Besitztümer, wie ein neues Auto oder ein schmuckes Eigenheim, vorweisen können. Wir fühlen uns dadurch in unserem Selbstwert bes-

tätigt. Ein Kollege aus der juristischen Fakultät erzählte mir einmal, dass er durch seinen Beruf öfters mit wohlhabenden Menschen zusammenkomme; wenn sie ihm gegenüber jedoch gar zu penetrant ihren wirtschaftlichen Erfolg und Reichtum herauskehren, frage er sie einfach, wie sie denn zu ihrem Besitz gekommen seien. Der Kollege sagte mir, dass die Seifenblase des Sich-Rühmens dann meist schnell zerplatze. Es stelle sich nämlich oft heraus, dass der Reichtum gar nicht durch ihr angeblich eigenes hartes Arbeiten geschaffen wurde, sondern häufig sei das Vermögen ererbt worden, oder es hätten andere glückliche Umstände dazu geführt. Zu recht nennt man erfolgreiche Menschen auch Glückspilze, die uns vergessen lassen, dass die meisten von uns trotz harter Arbeit nicht so erfolgreich sind, da wir alle unser Geschick nur unzureichend beeinflussen können.

Wir machen uns eigentlich alle etwas vor, wenn wir uns einreden, dass wir bei anderen nicht in der Schuld stehen und uns alles selbst erarbeiten können. Sind wir denn nicht letztlich immer von anderen Menschen abhängig, etwa von gutgesinnten Nachbarn, von verträglichen Vorgesetzten oder einem hilfreichen Ehepartner? Wenn wir uns auch noch so sehr gegen alle Eventualitäten absichern könnten, sind wir zumindest am Anfang und am Ende unseres Lebens auf andere angewiesen. Das wurde mir deutlich, als mir ein Kollege einmal sagte: "Als ich ein Kind war und mir noch nicht selbst helfen konnte, haben meine Eltern für mich gesorgt. Und jetzt, da meine Mutter alt und an Krebs erkrankt ist, Sorge ich für sie."

Es brauchen nicht immer die Eltern oder die Kinder zu sein, die füreinander sorgen; wie wir wissen, mangelt es da manchmal sehr. Doch sollte uns zu denken geben, dass man in unserer Gesellschaft, die so sehr auf Absicherung und Sicherheit bedacht ist, immer wieder den Generationenvertrag beschwört und immer häufiger von einer Solidargemeinschaft spricht.

Sind wir nicht mit dem Absichern an eine Grenze gelangt, an der wir merken, dass unsere Vielzahl von Geboten, Gesetzen und Verordnungen nicht nur unser Leben sichert, sondern es gleichzeitig immer mehr einengt? Durch das Streben nach Absicherung werden wir immer stärker in die Vereinzelung getrieben und verstecken uns hinter Paragraphen und Verordnungen, statt als Mensch von den Mitmenschen ernst- und angenommen zu werden. Wir möchten uns von niemandem etwas schenken lassen, doch in einer begrenzten Welt sind auch unserem Vermögen der Selbstsicherung Grenzen gezogen. Letztliche Sicherheit und Geborgenheit können wir uns nicht selbst geben, sondern wir müssen uns dazu auch auf den anderen einlassen.

Selbst eine globale Solidargemeinschaft, wenn wir uns zu einer solchen durchringen könnten, wäre auf die begrenzten Möglichkeiten dieser Erde beschränkt. Deshalb kann die Menschheit letztlich Geborgenheit nicht bei sich selbst finden, sondern ist auf den angewiesen, der wahrhaft unbegrenzt ist und in seiner grenzenlosen Liebe uns alle in sein väterliches Herz eingeschlossen hat. Auf diese Liebe will uns Jesus hinweisen, wenn er in der Bergpredigt davon redet, dass das Vergeltungsgesetz zwar in dieser Welt sinnvoll sein mag, doch unter Christen antiquiert ist. Dabei war die Einführung des Vergeltungsgesetzes einst ein großer Fortschritt.

2. *Wie Du mir so ich Dir - das Gesetz einer gefallenen Welt*

Das Vergeltungsgesetz, das sogenannte *Jus talionis*, das uns aus dem Alten Testament bekannt ist, lässt uns heute daran zweifeln, ob eine "gute alte Zeit" so gut gewesen sein könne, wenn dort Auge für Auge und Zahn für Zahn vergolten wurde. Doch das auf Angemessenheit bedachte Vergeltungsgesetz war gegenüber der unbegrenzten Rache der Menschen untereinander ein großer Fortschritt im Leben der menschlichen Gemeinschaft. Zunächst einmal war die Rechtsgleichheit hergestellt, denn ungeachtet um wen es sich auch handelte: Wenn verschiedene Menschen Gleiches verbrechen hatten, wurden sie in gleicher Weise bestraft. So dann wurden die Vergehen mit der Strafe verglichen, so dass man einem Übeltäter nicht mehr Schaden zufügte als er selbst angerichtet hatte.

Die Maßlosigkeit der Rache war gezähmt und Gleiches wurde mit Gleichem vergolten. Das schaffte eine gewisse Rechtssicherheit, denn der Rechtsbrecher musste sich genauso unter dieses Recht stellen wie der, dem Schaden zugefügt worden war. Die private Rache für Vergehen wurde abgeschafft, und das private Faustrecht, bei dem man sich immer vor dem Stärkeren fürchten musste, sollte der Vergangenheit angehören. Das abwägende Vergeltungsrecht ermöglichte erst das Miteinanderleben in einem Staatswesen, denn man war vor den Übergriffen anderer rechtlich abgesichert.

Allmählich zeigte sich jedoch in Israel, dass auch dieses Vergeltungsrecht nicht allen Situationen angemessen war. Obwohl es eine gewisse Rechtssicherheit brachte und man es damit begründete, dass auch Gott danach handle, denn er bestrafe den Übeltäter und belohne den, der Gutes tue, waren zur Zeit Jesu Zweifel am Vergeltungsrecht laut geworden. Zunächst erkannte das Volk Israel, dass Gott nicht unterschiedslos vergilt, sondern auch Gnade und Barmherzigkeit walten lässt. So lesen wir schon im Jesaja-Buch vom leidenden Gottesknecht: "Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt. Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt" (Jes 53,4f). Wenn Gott nicht immer Gleiches mit Gleichem vergilt, kann unter Menschen das Vergeltungsrecht auch nicht zum unabänderlichen Grundsatz erhoben werden. So diskutierte man im Judentum, ob man die Vergeltung nicht etwa durch Geldbuße ablösen könnte. Man hatte auch bemerkt, dass beim Vergelten immer nur auf den Tatbestand gesehen wird, jedoch die Ursachen, die zu einer Tat führten, außer acht gelassen wurden.

Die Ursachen einer Tat können äußerst vielgestaltig sein. Wenn wir etwa an einer verbotenen Stelle parken, so könnte der Grund dafür darin liegen, dass wir zu bequem sind, eine Strecke Wegs zu laufen. Der Grund könnte allerdings auch darin liegen, dass zu wenig Parkplätze angeboten werden. Wenn man nur auf die Übertretung sieht und sie bestraft, bleiben die Ursachen, die zu einer Bestrafung führen, unbeachtet und - wie man beim Strafvollzug bemerkt - es kommt immer wieder zu Rückfällen. Das Vergeltungsprinzip kann geradezu ein kosmetisches Mittel werden, das zwar nach außen hin für Ruhe und Ordnung sorgt, aber die den Übertretungen zugrundeliegenden Missstände und Ungerechtigkeiten nicht beseitigt.

Wenn durch zu große Milde eine angemessene Strafe nicht mehr gewährleistet ist, wird der Übeltäter sich von seinem schlimmen Vorhaben nicht abhalten lassen. Ist er jedoch überzeugt, dass sich ein Vergehen nicht lohnt, wird er eher die vorgegebenen Normen beachten. In einer Gesellschaft, die vom Wettbewerb beherrscht wird, in der einer dem anderen keinen Vorteil zuerkennen will, kann man das Vergeltungsprinzip nicht völlig abschaffen, sonst würden sich die mit den härtesten und spitzesten Ellenbogen ausgestatteten Menschen noch mehr auf Kos-

ten derer durchsetzen, die nicht so rücksichtslos nach vorne drängen können. Es ist das Prinzip einer Solidargemeinschaft, dass man den allzu ungestüm nach vorne Drängenden bremst, während man dem, der kaum Anschluss findet, ermöglicht, auch mit nach vorne zu kommen.

Das Vergeltungsprinzip, in welcher Weise es auch immer eingesetzt wird, ist ein notwendiges, wenn auch zugleich unbefriedigendes Mittel, um in einer ungerechten Welt noch mehr Ungerechtigkeit zu verhindern und Gerechtigkeit zu fördern. Aber in dieser Welt, die noch unter der Herrschaft des Fürsten dieser Welt steht, befürwortet Jesus für seine jünger ein ganz anderes Prinzip des Miteinanderlebens. Das traditionelle Prinzip soll nicht durch ein besseres ersetzt werden, sondern durch eine ganz neue Weise des Miteinanderlebens, denn Christen sollen in ihrem eigenen Leben zu Wegbereitern der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes werden.

3. Christen als Wegbereiter der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes

Wenn der Sohn Gottes uns besser behandelt, als wir oft andere Menschen behandeln, dann müsste diese göttliche Nachsicht auch unser Verhalten beeinflussen. Deshalb fordert Jesus, dass wir nicht unbarmherziger sein dürfen als Gott selbst. Jesus sagt zum Beispiel, dass wir dem, der Böses tut, keinen Widerstand entgegensetzen, sondern ohne Hintergedanken dem, der uns auf die rechte Wange schlägt, auch die andere hinhalten sollen. Wir werden dabei auch den Gegner nicht psychologisch zu entwaffnen suchen, etwa durch die provozierend-entwaffnende Finesse, dass er es nicht wage, unsere absichtliche Blöße auszunützen, ähnlich wie ein junge einem anderen zuruft: "Du traust dich ja doch nicht herzuhaue." Jesus will uns einschärfen, dass Demut das wahre Kennzeichen derer ist, die ihm nachfolgen. Gewalt über den Nächsten ausüben, ob aus Willkür oder aus Vergeltung, ist böse. "Alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen" (Mt 26,52), schärfte Jesus seinen Nachfolgern bei seiner Gefangennahme ein. Das heißt, dass man sich als Christ dem Bösen willentlich beugen soll. Selbst wenn uns jemand ausnutzen oder uns betrügen will, sollen wir uns ihm nicht widersetzen. Allerdings, so könnten wir einwenden, hat die Geschichte uns doch gezeigt, dass man mit Güte nicht gegen das Böse ankommen kann.

Jesus ist mit seiner waffenlosen Politik am Kreuz gestorben und Mahatma Gandhi wurde durch einen Fanatiker erschossen. Auch Martin Luther King wurde in der Blüte seiner Jahre sinnlos getötet. In einer von Gewalttätigkeit geprägten Welt kann sich Gewaltverzicht nicht durchsetzen. Er ist immer zum Scheitern verurteilt. Was geschieht aber, wenn Gewalt und Vergeltung in unserer Welt allein regieren? Ist es nicht bedenkenswert, dass es in den USA, in einem Land, wo sich jeder durch den Kauf eines Gewehrs oder einer Handfeuerwaffe schützen kann, eine Mordquote gibt, die um ein Vielfaches höher liegt als in Deutschland, wo es wesentlich schwerer ist, in den Besitz einer Waffe zu gelangen? Oder ist etwa durch das Prinzip der gegenseitigem Abschreckung unsere Welt friedfertiger geworden? Hat etwa die permanente Nach- und Umrüstung dazu geführt, dass wir uns sicherer fühlen oder dass der potentielle Feind nicht alles Menschenmögliche unternehmen würde, um uns durch seine Rüstungsanstrengungen zu überholen? Eine Welt, die nur nach dem Prinzip der Vergeltung lebt, ist auf dem besten Weg, sich selbst zu zerstören.

Als einzelne sind wir immer in eine Solidargemeinschaft eingebettet und können für unsere Sicherheit letztlich nicht selbst verbergen. Wir sind auf andere angewiesen. Ebenso können wir als Völker und Bündnisblöcke uns nicht selbst absichern, sondern sind auf das Wohlwollen

anderer angewiesen, wie auch sie unser Wohlwollen benötigen. Wir werden entweder miteinander leben oder miteinander zugrundegehen.

Es wäre allerdings naiv zu hoffen, wir könnten auf dieser Erde schon Schwerter zu Pflugscharen umschmieden. Die Verheißung, die bei Jesaja und bei Micha aufgezeichnet ist, "dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen" (Jes 2,4; Micha 4,3), ist eine endzeitliche Verheißung. Erst wenn Gott selbst Recht spricht und sein Friede auf der ganzen Welt die Herrschaft angetreten hat, ist menschliche Absicherung und Vergeltung sinnlos geworden. Wenn Jesus allerdings sagt, dass seine jünger sich dem Bösen willentlich beugen und keine Vergeltung üben sollen, spricht er nicht von einem fernen jüngsten Tag, sondern vom Hier und jetzt. Jesu Anweisung gilt für heute und für unsere Situation und sie ist vielleicht in unserer gegenwärtigen Lage noch viel wichtiger geworden als je für eine Zeit vor uns.

Wenn wir Christen erkannt haben, dass Gott sich unser so erbarmt, dass er uns annimmt, wie wir sind, müsste uns dieses Erlebnis nicht anspornen, diese Barmherzigkeit und dieses Angenommensein auch anderen zuteil werden zu lassen? Jesus fordert von uns, dass wir nicht nach dem Gesetz einer gefallenen Welt verfahren und nach dem Prinzip handeln 'Wie du mir, so ich dir', sondern den Mut aufbringen, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Der einzige Weg aus der Sackgasse erstarrter mitmenschlicher Beziehungen und verfeindeter Bündnisblöcke ist der, dass wir das tun, was wir vom anderen erwarten. Wenn wir nicht die Kraft haben, den ersten Schritt zu tun, wie können wir von den anderen erwarten, auf uns zuzugehen? Durch Absicherung und furchterregendes Imponiergehabe kann man keine Freunde gewinnen, weder im mitmenschlichen noch im politischen Bereich. Man kann höchstens einen Status quo erreichen und hoffen, dass sich die Lage nicht noch mehr verschlimmert.

Wenn Jesus wirklich der Heiland ist, will er nicht, dass in unserer Welt alles beim alten bleibt. Natürlich wusste auch er, dass wir diese Welt nicht in einen blühenden Paradiesgarten verwandeln können. Doch war er überzeugt und darauf zielt sein Verbot der Vergeltung ab -, dass wir Wegbereiter einer anderen Welt, einer anderen Lebenshaltung und einer neuen Lebensqualität sein können. Die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes, die uns in Jesus begegnet, dürfen wir nicht allein für uns beanspruchen, sondern sind verpflichtet, sie in die Welt hineinzutragen. Auch wenn wir, wie Jesus selbst, bei dieser Mission scheitern sollten, dürfen wir nicht vergessen, dass die Mission Jesu mit seinem irdischen Scheitern nicht zu Ende war.

Wäre Jesus ein jüdischer Freiheitskämpfer wie viele andere gewesen, hätte sich die von ihm ins Leben gerufene Bewegung bald totgelaufen. Stattdessen wuchs, durch seine himmlische Herrschaft gestärkt und genährt, seine Bewegung immer mehr an, um schließlich den ganzen Erdball zu umspannen. Sie hat immer wieder Kräfte der Liebe und Barmherzigkeit freigesetzt, um in einer unbarmherzigen Welt Zeichen aufzurichten, dass Gottes Liebe schließlich triumphieren wird. Das Blut der Märtyrer ist nicht nur zum Samen der Kirche geworden. Es hat überall Keimzellen der Hoffnung auf eine neue Welt gesät und dieser Welt ein menschlicheres Antlitz gegeben. Somit wurde die Gewissheit am Leben erhalten, dass die Mächte der Finsternis nicht den Sieg davontragen werden. Durch diese Mitarbeit am Reich Gottes, das mit Jesu Kommen angefangen hat, dürfen wir die Hoffnung weitergeben, dass mit Jesus Christus eine neue Wirklichkeit und eine neue Chance für diese Welt angefangen hat.

VIII. Ich rate euch zur Fernstenliebe

Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden?

Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist.

Matthäus 5,43-48

Bei einer Umfrage über das, was für die Lehre Jesu charakteristisch ist, würde man höchstwahrscheinlich als Antwort erhalten: 'das Gebot der Nächstenliebe'. Dabei wird aber meist vergessen, dass die Aufforderung zur Nächstenliebe schon ein wichtiger Bestandteil des jüdisch-israelitischen Glaubens war. So lesen wir in Lev 19,18: "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Wer diese Aufforderung so verstehen wollte, als sei damit nur der Nächste, das heißt der uns am nächsten Stehende gemeint, wird im gleichen Kapitel eines Besseren belehrt. Es heißt dort: "Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen" (Lev 19,34). Die Israeliten sollen sich daran erinnern, dass auch sie einst Fremdlinge in Ägypten waren und weder die schlechten Erfahrungen, die sie dort machten, auf Fremde unter ihnen übertragen, noch diese unterdrücken und ausbeuten. Im Gegenteil: Fremde sollen so behandelt werden, als gehörten sie zu ihnen. Außer den Israeliten hat es kein anderes Volk damals für nötig gehalten, die Fremden den eigenen Landsleuten gleichzustellen. Fremde hatten meist überall ein schweres Los, denn sie besaßen wenige oder gar keine Rechte.

Jesus sagt jedoch in der Bergpredigt: "Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: *Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen*" (Mt 5, 43). Wie konnte die alttestamentliche Aufforderung zur Nächsten- und Fremdenliebe so verfälscht werden, dass daraus eine Aufforderung zum Feindeshass wurde? Obwohl das Alte Testament den Fremden- und Feindeshass nicht als Gebot kennt, wissen wir, dass sich die Israeliten als das von Gott auserwählte Volk verstanden. Alle anderen Völker jedoch, die Gott nicht anerkannten, sondern fremde Götter verehrten, wurden als Feinde Gottes betrachtet. So sagte schon der Psalmist: "Soll ich die nicht hassen, Herr, die dich hassen, die nicht verabscheuen, die sich gegen dich erheben? Ich hasse sie mit glühendem Hass; auch mir sind sie zu Feinden geworden" (Ps 139,21 f). Aus solch einer Solidaritätserklärung mit Gott vermeinte man nicht nur fremde Götter ablehnen zu müssen, sondern auch die, die diese Götter anbeteten.

Ähnlich sind die Christen selbst verfahren. Weil die Juden Jesus als den Messias ablehnten, hat man sie immer wieder verfolgt, sie als Bürger zweiter Klasse behandelt und sogar als minderwertige Rasse bezeichnet. Ihnen wurde vorgeworfen, sie hätten die Sakramente entweiht

und wären daran schuld, dass Jesus am Kreuz gestorben ist. Die sporadischen Judenverfolgungen während des Mittelalters führten schließlich im säkularen Totalstaat des Dritten Reiches zu dem Versuch einer systematischen Ausrottung der Juden. Jesus jedoch wollte von solcher Diskriminierung, ob sie aus missverstandener Solidarität mit Gott oder aus eigener Hybris entstand, nichts wissen. Er schärfte seinen Zuhörern unmissverständlich ein: "Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen."

1. Feindesliebe erfordert persönliches Engagement

Wenn Jesus nicht nur zur Fremden-, sondern sogar zur Feindesliebe aufforderte, setzte er voraus, dass es für Christen nicht nur Freunde, sondern auch Feinde gibt. Obwohl wir im politischen und sozialen Bereich an Feindbilder gewöhnt sind, durch die etwa erhöhte Verteidigungsausgaben oder neue Waffensysteme gerechtfertigt werden sollen oder im sozialen Bereich bestimmte Forderungen durchgedrückt werden, scheuen wir uns meist, auch im privaten Bereich von etwaigen Feinden zu reden. Statt Feinden und Feindesliebe bevorzugen wir die lauwarmer Welt des Seid-nett-zueinander. Wir üben Anpassung, Opportunismus und Unauffälligkeit, um uns möglichen Ärger vom Hals zu halten, so dass wir uns aus dem Trubel und den Spannungen des Alltags wenigstens in unserem Privatleben noch auf eine kleine Insel der Ruhe und des Friedens zurückziehen können. Wir gehen lieber Konfrontationen aus dem Weg und versuchen, in einer Welt, deren Machtkonstellationen wir ohnmächtig ausgeliefert zu sein scheinen, zumindest für uns noch etwas Glück zu bewahren. Mit dieser Haltung gleichen wir sicher der großen Mehrheit der Menschen. Aber das Alte und das Neue Testament wollen von solch bequemen Wegen nichts wissen.

Im Alten Testament wird davor gewarnt, nach beiden Seiten zu hinken (1 Kön 18,21), und im Buch der Offenbarung spricht Christus: "Weil du aber lau bist, weder heiß noch kalt, will ich dich aus meinem Mund ausspeien" (Offb 3, 16). Für Jesus ist es selbstverständlich, dass sich ein Christ engagiert und sein Engagement nicht nur Zustimmung findet, sondern er sich damit auch Feinde schafft. Natürlich ist es kein Kennzeichen der Christen, dass sie ständig anecken und überall angefeindet werden. Aber es sollte sicher auch nicht typisch für sie sein, dass sie sich gleichsam auf eine Insel der Seligen zurückziehen, die Welt ihren eigenen Gesetzen preisgeben, jedem nach dem Mund reden, um ja nicht anzuecken, und sich für nichts engagieren, um so zusätzlicher Arbeit und Ärger aus dem Weg zu gehen. Solch oberflächliches Leben, das nichts richtig ernst nimmt und nur vorsichtig taktiert, ist Jesus zuwider.

Jesus erwartet, dass wir nicht nur in unserem Herzen, wo es niemand sieht, Christen sind, sondern auch mit Wort und Tat. Christen, das besagt schon der Name, sind Stellvertreter Christi. Sie sind seine Repräsentanten, die auf Erden nach seinen Leitlinien leben und sein Evangelium in Wort und Tat ihren Mitmenschen mitteilen. Ein Christ zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er die Konfrontation sucht, sondern dass er auch den nicht abschreibt, der bei einer Konfrontation nicht sofort zu ihm überläuft, sondern auf seiner Sicht der Dinge und seiner Haltung beharrt. Jesus geht sogar noch einen Schritt weiter, denn er fordert uns auf, dass wir uns das Wohl eines Feindes angelegen sein lassen und für die beten, die uns verfolgen.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte sind schon viele Parolen und Aufforderungen ausgegeben worden, ohne dass sich dadurch viel verändert hätte. Meist hört man sie sich an und geht dann zur eigenen Tagesordnung über. Auch beim Gebot der Feindesliebe könnte man sagen, das sei zwar alles schön und gut, aber selbst die ernstgemeinteste Liebe muss irgendwo ihre

Grenzen haben. So argumentiert man etwa, dass man sich schließlich selbst der Nächste sei und wenn sich einer unbedingt mit uns anlegen möchte, könne man ihn nicht daran hindern. Man müsse das Leben nehmen, wie es kommt und versuchen, das Beste daraus zu machen. Wenn Jesus uns jedoch zur Feindesliebe auffordert, entstammt das weder menschlicher Klugheit, noch ist es eine Aufforderung, die man einfach übergehen kann. Jesus befiehlt uns ja nicht: "Als Christen müsst ihr eure Feinde lieben, ob es euch passt oder nicht." Vielmehr verbindet er mit seiner Aufforderung ein Zweifaches: 1. Ihr könnt nur dann Söhne und Töchter Gottes werden, wenn ihr eure Feinde liebt, und 2. Gott selbst liebt seine Feinde, indem er die Sonne über Böse und Gute aufgehen und es über Gerechte und Ungerechte regnen lässt. So bekommt die Feindesliebe eine ungeheure Dringlichkeit. Sie ist das unverzichtbare Kennzeichen eines Christen.

Können wir denn überhaupt unsere Feinde lieben? Wenn sich jemand gegen uns stellt und uns gegen alle Regeln des Anstandes mit Worten und Taten angreift, wie könnten wir einen solchen Menschen noch lieben und ihm verzeihen? Aber gerade bei der Praxis der Feindesliebe ist es wichtig, dass wir zunächst bedenken, dass sie auch das Kennzeichen Gottes ist.

2. Feindesliebe als Kennzeichen Gottes

Die Geschichte des israelitischen Volkes wird oft als Geschichte des Abfalls von Gott und des Ungehorsams gegen ihn beschrieben und das sicher nicht zu Unrecht. Die Geschichte des Christentums wurde von Friedrich Engels, dem Bundesgenossen von Karl Marx, in ähnlicher Weise als eine Geschichte des Verrats und der faulen Kompromisse charakterisiert. Hierin kann man ihm ebenfalls kaum unrecht geben. Wenn wir schließlich die Geschichte der Menschheit betrachten, ist sie von unzähligen Kriegen und Verrat und Hass gekennzeichnet. Auch begegnet uns dort eine schier unübersehbare Vielfalt der Religionen, in denen, wie Paulus sagt, "die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Bildern" vertauscht wird (Röm 1, 23), die oft mehr der eigenen Phantasie entspringen als der Wirklichkeit Gottes. Auch hier müssen wir deshalb von einer Geschichte der Sünde und des Abfalls reden. Es ist nicht verwunderlich, dass Augustin einmal behauptete, das einzige, was der Mensch verdient hätte, sei, von Gott verworfen zu werden.

Doch handelt Gott genau entgegen unserem Empfinden und unserer Erwartung. Obwohl wir am Ende der Sintflut-Geschichte die niederschmetternden Worte hören: "Das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an" (Gen 8, 2 1), segnet Gott in seiner Barmherzigkeit die Erde und die Menschen auf ihr und verspricht: "Solange die Erde besteht, soll nicht aufhören Aussaat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht" (Gen 8,22). In seiner grenzenlosen Gnade und Barmherzigkeit rechnet Gott nicht mit uns ab, sondern verbürgt unterschiedslos für alle die grundlegenden Gesetze, die das Leben auf dieser Erde ermöglichen.

Darauf spricht uns Jesus in der Bergpredigt an: Gott ist kein kleinlicher Gott, der pedantisch nachrechnet, wer sich seine Gnade verdient hat, sondern in seiner Großzügigkeit lässt er *alle* an den Segnungen dieser Erde teilhaben. Er ist auch kein Gott, dem die Menschheit über den Kopf gewachsen ist und der sich freut, gelegentlich noch etwas Beachtung zu genießen. Im Gegenteil, Gott ist eine souveräne Macht und in seiner Souveränität ist er zugleich unwahrscheinlich gnädig und barmherzig. Von dieser Barmherzigkeit und Güte Gottes leben seine Geschöpfe, auch wenn sie es nicht wissen oder wahrhaben wollen. Gott erhält alles in seiner Langmut und erträgt geduldig jeden Menschen. Er zeigt grenzenlose Leidensfähigkeit und

unerschöpfliche Liebeskraft. Seine Einzigartigkeit, die sich durch fortwährende Barmherzigkeit und Liebe ausdrückt, ist die Hoffnung für unsere Welt. Seine Gnade ist jeden Morgen neu, und ihr haben wir es zu verdanken, dass wir weiterhin leben und uns dieser Welt erfreuen dürfen.

Dabei sind wir mit seiner Gnade und Barmherzigkeit gar nicht immer einverstanden. Wir fragen etwa, warum Gott nicht einfach dazwischenfährt und seine Macht dazu gebraucht, die Ungerechtigkeit der Welt abzuschaffen. Wir zweifeln sehr oft geradezu an seiner Gerechtigkeit und Existenz und argumentieren, dass es all das Schlechte und Ungereimte in dieser Welt gar nicht geben dürfte, wenn es Gott gäbe. Obwohl wir diese und ähnliche Argumente sicher schon gehört und ihnen vielleicht zugestimmt haben, ist es ganz gefährlich, so zu denken. Von der gleichen Gnade Gottes, von der die großen Feinde Gottes leben, die unsere Welt immer wieder ins Unglück stürzen, leben nämlich auch die kleineren Feinde Gottes, die sich nur ab und zu etwas gegen ihn versündigen. Mit anderen Worten, wenn wir den großen Sündern das Existenzrecht absprechen, sprechen wir auch Gottes Gericht über uns aus, denn auch wir leben nicht immer nach Gottes Willen. Wir selbst sind immer neu auf Gottes unverdiente Gnade angewiesen. Weil Gott seine Feinde liebt und auch wir von seiner Liebe leben, kann sie nicht allein sein Kennzeichen bleiben, sondern wird sich auf uns Christen übertragen.

3. Feindesliebe als Kennzeichen der Christen

Da wir in unserem Leben ständig neu erfahren, wie grenzenlos die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ist, leitet diese Erfahrung dazu an, unser Leben danach auszurichten. Es soll von grenzenloser Liebe geprägt sein, die nicht nur den liebt, der uns liebt, sondern auch den, der überhaupt nicht liebenswert ist. Dabei sollen und dürfen wir nicht das im anderen lieben, was schlecht ist und berechtigt zurückgewiesen werden muss, sondern wir werden den anderen als von Gott angenommenen Menschen lieben. Dies können wir am besten am Verhalten Jesu lernen.

Jesus gestand den Feinden Gottes, also denen, die sich gegen Gottes Richtlinien vergangen haben, nicht zu, dass ihre falsche Haltung richtig sei, sondern er bezeichnete das Schlechte als schlecht und das Gute als gut. Jedoch erkannte er trotz allem Tadel auch die, die sich von Gott abgewendet hatten, immer noch als Kinder und Geschöpfe Gottes an. So sah er auch am Kreuz nicht in den Taten seiner Peiniger noch etwas Gutes, sondern er betete für die Peiniger und sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" (Lk 23,34). Er entschuldigte nicht das Schlechte, sondern befahl auch die, die ihn bis in den Tod quälten, der Gnade Gottes an, denn er wusste, dass letztlich auch sie Gottes Kinder sind. Wenn diese Haltung Jesu als Vorbild gedient hätte, wäre es in der Christentumsgeschichte niemals zu Ausschreitungen gegenüber den Juden gekommen.

Wir vergessen allzu oft, dass Jesus uns in unserem Verhalten als Vorbild dient. So ist uns meist wichtiger, wer etwas getan hat, als was er tat, und wir vergessen schneller die schlechte Tat als den Täter. Das Ergebnis ist dann dass man bestimmte Feindbilder hat, mit dem anderen nicht mehr spricht und mit ihm nichts zu tun haben will, obwohl man schon lange vergessen hat, worüber man sich mit ihm eigentlich entzweite. Gerade hier müssen wir uns am Leitbild Christi ausrichten, der uns einschärfte, dass der Nächste, auch wenn er uns noch so zuwider ist und wir das nicht billigen können, was er sagt oder tut, trotzdem ein Kind Gottes ist, der von Gott geliebt ist und den wir schon deswegen nicht verwerfen dürfen. Wenn wir das berücksichti-

gen, können wir wieder zu einem sachlichen Gespräch zurückfinden, bei dem wir dem anderen nicht von vornherein misstrauen oder ihm menschliche Qualitäten absprechen. Wie viel Leid und wie viel Zwist im politischen und im mitmenschlichen Bereich könnten wir uns sparen, wenn wir uns hier von der Nächstenliebe und Feindesliebe Gottes leiten lassen würden!

Trotz allem Willen zur Feindesliebe können wir einen Menschen nicht dazu zwingen, dass er uns akzeptiert und aus dem Feind ein Freund wird. Auch Gottes grenzenlose Liebe wirkt nicht immer ansteckend, sondern wird oft als Vorwand benutzt, ruhig so weiterzuleben wie bisher, ohne sich ändern zu müssen. Man gibt sich der trügerischen Meinung hin, Gott werde sich schon irgendwie bemerkbar machen, wenn ihm unsere Haltung nicht gefällt. Oft hat das schon zu der fatalen Fehleinschätzung geführt, dass Gott eben doch alles seinen natürlichen Lauf gehen lasse. Gott will jedoch in seiner grenzenlosen Güte und Barmherzigkeit niemanden dazu zwingen, auf seine Feindesliebe positiv zu reagieren, auch wenn er letztlich von jedem Rechenschaft für die begangenen Taten fordert. Feindesliebe birgt eben das Risiko in sich, dass sie als Inkonsequenz und Duldsamkeit interpretiert wird.

Nicht im Nachgeben oder im fehlenden Engagement zeigt sich aber die grenzenlose Liebe, sondern darin, dass wir auf der einen Seite den Konflikten nicht aus dem Weg gehen und auf der anderen Seite, trotz aller möglichen Dissonanz, dem anderen immer noch die Hand zur Versöhnung reichen und ihn nicht als unser unwürdig abschreiben. Wenn wir zum Beispiel "die Kommunisten" als unsere Feinde ansehen, sind sie dennoch Kinder Gottes, die von Gott ebenso geliebt werden wie wir. Das heißt, wir dürfen ihnen nicht das Lebensrecht absprechen, sie aushungern oder gar mit Atomraketen bedrohen. Feindesliebe bedeutet aber auch nicht, dass wir uns von ihnen übervorteilen lassen oder so tun, als existierten sie nicht und jegliche Verteidigung unseres eigenen Landes aufgeben.

Jesus hat niemals gesagt, es gibt keine Feinde, sondern er hat uns geboten: "Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen." Dies mag ein schlechtes Rezept für eine egoistische Expansionspolitik sein, durch die man den eigenen Einflussbereich immer mehr auszudehnen versucht. Doch ist es eine von Gott gegebene Anleitung dafür, dass Argumente versachlicht, Konfrontationen nicht ausgewichen und Menschen nicht verteufelt werden. Es ist immer einfacher und bequemer, nur mit Menschen zu verkehren, mit denen man gut auskommt. Doch Jesus sagt, dass dies keine den Christen gemäße Haltung sei, denn das tun die anderen auch. Was einen Christen auszeichnet, zeigte uns Jesus mit dem Aufruf: "Ihr sollt also vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist."

Christliche Vollkommenheit hat nichts mit Perfektion der Moral zu tun. Wenn Jesus von Vollkommenheit sprach, wollte er uns zunächst daran erinnern, dass Gott keine Grenzen zieht, sondern alle Menschen als eine Ganzheit und Einheit betrachtet. Das heißt dann auf uns übertragen, dass wir auch keine vorschnellen Grenzen ziehen dürfen, sondern uns bewusst werden sollen, dass der andere, auch wenn er noch so andersartig ist, genauso zu den Kindern Gottes gehört, wie wir. Vollkommenheit ist keine utopische Angelegenheit. Sie verzichtet auf das Grenzenziehen und hält den anderen nicht auf Distanz, sondern hat den Mut zum Risiko. Sie hat keine Angst vor einer Niederlage und ist auch nach einer ausgeschlagenen Hand immer noch versöhnungsbereit.

Vollkommenheit bedeutet, dass wir aufs neue Mut fassen, es mit dem anderen zu wagen. Weil wir wissen, dass es auch für uns eine tägliche Buße und einen ständigen Neuanfang gibt, weil wir erkennen und erfahren, dass es Gott immer wieder neu mit uns wagt, deshalb dürfen wir es immer wieder neu wagen, auf den anderen versöhnungsbereit zuzugehen. Wenn wir als Boten

der Liebe in diese Welt hineingehen, kann sie nicht so bleiben, wie sie ist, sondern es werden in ihr Lichte der Liebe Gottes aufleuchten. Es ist ja der Sinn des Christseins, dass wir das uns zugesprochene Heil nicht für uns behalten, sondern es in eine unheile Welt hineinragen. Dann kann die Welt nicht mehr in Finsternis bleiben, sondern wird etwas von dem Licht empfangen, das uns selbst zuerst aufgegangen ist.

IX. Vom rechten Beten

Wenn ihr betet, macht es nicht wie die Heuchler. Sie stellen sich beim Gebet gern in die Synagogen und an die Straßenecken, damit sie von den Leuten gesehen werden. Amen, das sage ich euch: Sie haben ihren Lohn bereits erhalten. Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten.

Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Herden, die meinen, sie werden nur erhört, wenn sie viele Worte machen. Macht es nicht wie sie, denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bitet. So sollt ihr beten:

*Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt,
dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf der Erde.*

Gib uns heute das Brot, das wir brauchen.

Und erlaß uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern rette uns vor dem Bösen.

Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, dann wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebt, dann wird euch euer Vater eure Verfehlungen auch nicht vergeben.

Matthäus 6,5-15

In den letzten Jahren erschien ein Buch über die Bergpredigt, in dem der Autor in etwa 200 Seiten die Kapitel 5-7 des Matthäusevangeliums auslegte. Er benötigte 150 Seiten für seine Einleitung und die Erklärung von Kapitel fünf. Unserem Text jedoch, der immerhin fast ein Drittel des sechsten Kapitels umfasst, widmete er nur knappe zwei Seiten. Damit ist dieses Buch typisch für viele andere Auslegungen-. Als eigentliches Hauptstück der Bergpredigt werden die Antithesen am Anfang der Bergpredigt angesehen, in denen Jesus die Tradition zitiert und sie durch das Ich aber sage euch" verbindlich für die christliche Gemeinde auslegt. Kapitel sechs und sieben werden dann nur noch als erweiternde Zusätze verstanden.

Wenn wir die Bergpredigt allerdings so betrachten, wird sie zu leicht zu einem Katalog von Forderungen, dem man als Alltags- und Durchschnittschrist fast hilflos gegenübersteht. Man fühlt sich durch Jesu Gesetzesauslegung völlig überfordert, versucht, sie abzuschwächen und schließt dann Kompromisse nach dem Motto: So kann er das ja doch nicht gemeint haben." Aber wir können uns nicht daran vorbeimogeln, dass uns in der Bergpredigt tatsächlich eine Lebensordnung für die christliche Gemeinde vorgestellt wird. Was jedoch dieser Gemeindeordnung Wirklichkeitssinn gibt und sie von einer Utopie unterscheidet, steht am Anfang des sechsten Kapitels, wo Jesus auf das Gebet zu sprechen kommt. Sieht man allerdings die Kapitel sechs und sieben nur als Zusätze an, so wird die Bergpredigt eine unerfüllbare Forderung. Erst das Gebet macht die Bergpredigt und ihre Ansprüche zu einer Verheißung. Doch die meisten Menschen wissen mit dem Gebet nicht viel anzufangen. Beten ist für sie zum Fremdwort geworden und das Gebet zur Fremdsprache.

1. Beten - eine Fremdsprache

In den USA habe ich oft auf Pflegestationen in Altersheimen Einwanderer aus Deutschland erlebt, die dort ihren letzten Lebensabschnitt verbrachten. Ihre geistigen und körperlichen Kräfte hatten bereits nachgelassen und sie lebten schon fast in einer anderen Welt. Doch wenn ich mit ihnen ein Vaterunser in deutscher Sprache betete, blickten sie plötzlich auf, und über ihr Gesicht legte sich ein seltsamer Schimmer. Sie hatten zwar die englische Sprache mehr oder weniger gut erlernt, dieses Gebet jedoch war ihnen gleichsam mit der Muttermilch mitgegeben worden, und sie hatten es sich auch nach langen Jahren der Emigration bewahrt. Doch heute ist das Gebet für viele Menschen zur Fremdsprache geworden. Wenn Mütter und Väter selbst nicht mehr beten, wie können es dann ihre Kinder erlernen?

Wenn sich Jesus in unserem Text mit der Frömmigkeit der pharisäischen Laienkreise auseinandersetzt und uns einschärft, dass wir nicht so wie diese beten sollen, denn "sie stellen sich beim Gebet gern in die Synagogen und an die Straßenecken, damit sie von den Leuten gesehen werden", so scheint das für uns überhaupt keine Schwierigkeiten aufzuwerfen. Wir fallen beim gottesdienstlichen Gebet nicht auf und begeben uns auch nicht unter die Menschen, um absichtlich von der Gebetsglocke des Zwölfuhrläutens oder des Abendläutens überrascht zu werden, um dann stehen zu bleiben, so dass alle sehen, wie wir beten. Nein, Beten ist bei uns zu Recht zur Privatsache geworden. Auch das Schulgebet, das oft mehr Farce als tatsächliches Gebet war, wurde abgeschafft.

Wir sind daran gewöhnt, dass unser Leben in verschiedene Bereiche zerfällt, die wenig oder gar nichts miteinander zu tun haben. So bringen viele von uns täglich viele Stunden am Arbeitsplatz zu. Die Arbeitswelt hat ihre eigenen Regeln, und wir spielen darin eine bestimmte Rolle. In die Geschäftswelt begeben wir uns, wenn wir uns etwas kaufen wollen oder selbst etwas zu verkaufen haben. Auch dort gibt es gewisse Regeln und wiederum wird uns eine bestimmte Rolle zugeschrieben. In ähnlicher Weise geschieht das in unserer Freizeitwelt, in der ebenfalls bestimmte Regeln und Rollen unser Tun bestimmen. In neuester Zeit gewinnt eine andere Welt wieder erneut Bedeutung. Wir bemerken, dass wir nicht nur auf Güter und andere Menschen bezogen sind, sondern als Menschen auch Geistwesen sind. So spricht man heute auch wieder von einer spirituellen Welt als dem Bereich des Geistigen oder Geistlichen. Wie jedoch die vielen Anleitungen und Kurse zur Spiritualität zeigen, stehen wir diesem Bereich ziemlich hilflos gegenüber. Die anderen Bereiche, etwa die Arbeit, das Geschäftsleben, die

Freizeit und auch die Familie stellen unabdingbare Forderungen, so dass trotz allen guten Willens die Spiritualität nicht recht bei uns Boden fasst.

Die Spiritualität war wahrscheinlich schon zur Zeit Jesu ein Problem geworden, denn man hatte das Gebet von einem Dialog mit Gott zu einer Demonstration der eigenen Rechtgläubigkeit umfunktioniert. Wenn man beim Beten genügend oft gesehen wurde, so folgerte man, musste man ein guter Mensch sein. Doch Jesus war mit dieser Logik nicht einverstanden. Auch heute redet man noch abfällig von einer Betschwester, die zu jedem Gottesdienst rennt". Ähnlich muss man sich fragen, wie es mit der zunehmenden Popularität von Wallfahrten steht, ob dabei nicht oft das Mitmachen und Gesehenwerden und die Kameraderie wichtiger sind als Selbstverleugnung und das Gespräch mit Gott.

Martin Luther hat einmal den mangelnden Dialogcharakter unserer Gebete sehr deutlich demonstriert, als er in einer Wirtsstube behauptete, niemand könne ein Vater-unser beten, ohne dabei an etwas anderes zu denken. Luther wusste, wie sehr die anderen Lebensbereiche auf unsere Spiritualität einwirken und gleichsam die Oberhand gewinnen. - Doch Luther wurde heftig widersprochen, so dass er sich sogar erbot, ein Pferd zu wetten, dass er mit seiner Meinung recht hätte. Einer der Wirtshausgenossen nahm die Wette an. Luther gebot ihm daraufhin, in den angrenzenden Raum zu gehen, wenn er mit dem Vaterunser zu Ende sei, solle er zurückkommen. Falls er an nichts anderes gedacht hätte, würde ihm Luthers Pferd gehören. Der Wirtshausbruder zog freudig in den Nebenraum, denn er war sich seiner Sache sicher. Wie könnte Luther denn Oberhaupt nachweisen, dass er an nichts anderes gedacht hätte, als nur an das Vaterunser? Die anderen warteten gespannt mit Luther in der Wirtsstube. Doch es war kaum eine halbe Minute vergangen, da öffnete sich die Tür vom Nebenraum, und er kam zurück und fragte Luther: "Wie war das nun mit der Wette? Bekomme ich das Pferd mit oder ohne Zaumzeug?"

Auch wir hätten wahrscheinlich die Wette verloren, denn statt eines wirklichen Dialogs mit Gott wird bei uns das Gebet meist zur gedankenlosen Routine, bei der unsere Gedanken bei allem Möglichen sind, nur nicht bei Gott. Dies ist genau der Punkt, den Jesus anspricht. Wir sollen nicht viele Worte machen, und uns selbst ins rechte Licht rücken oder sogar versuchen, Gott auf unsere Seite zu ziehen, sondern beten heißt schlicht und einfach mit und zu Gott reden.

2. Beten - weder Selbstdarstellung noch Magie

Im Judentum war es üblich geworden, dass man möglichst lange Gebete formulierte. Mann wollte dadurch nicht nur auf die anderen Eindruck machen, sondern auf Gott selbst. Im Heidentum war es ebenfalls üblich, dass man auf Gott mit schier endlosen Gebeten einredete. Besonders der Name der Gottheit war wichtig, denn durch den häufigen Gebrauch ihres Namens erhoffte man sich, Einfluss auf sie auszuüben. In manchen nichtchristlichen Religionen wird der Wortschwall sogar dahin ritualisiert, dass man sich sogenannter Gebetsmühlen bedient, so dass man bei jeder Umdrehung ein vollständiges Gebet der Gottheit darbringt. Wie wir wissen, ist es auch im Christentum üblich, den Gläubigen als Buße Gebete aufzuerlegen, etwa zehn Vaterunser oder mehrere Ave Maria. Natürlich können solche Gebetsübungen auch meditativen Zwecken dienen, zur inneren Sammlung und Erbauung. Aber sie sind dann keine Gebete im strengen Sinn. Immer fehlt der Dialogcharakter. Deswegen weist Jesus diese Zweckentfremdung des Gebets, in der schnell aus dem Gebet eine menschliche Leistung wird,

zurück, wenn er sagt: "Euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet." Das Gebet ist weder fromme Selbstdarstellung noch Indienstnahme Gottes für eigene Wünsche.

Das Gebet ist ebenfalls keine sakrale Handlung, die auf bestimmte Worte und Zeiten zu beschränken wäre. Es ist auch nicht das Vorrecht eines Pfarrers, als Vorbeter bei allen möglichen Anlässen zu dienen. Jesus weist das Gebet einer ganz profanen Welt zu, wenn er sagt: "Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest und schließ die Tür zu." Das Wort, das hier für "Kammer" steht, bedeutet "Vorratsraum" oder "Schuppen". Das heißt, man kann selbst in solch einem profanen Raum, der nichts mit Kirche oder Gottesdienst zu tun hat, beten. Unser Gebet ist gleichfalls kein Versuch, Gott auf etwas aufmerksam zu machen, was er sonst nicht wüsste. Es wäre geradezu eine Beleidigung, wenn wir den Gott, dem wir unser Leben verdanken, darauf hinweisen müssten, dass er etwas vergessen oder übersehen hätte.

Wenn also Gott sowieso schon alles weiß und sieht, welchen Sinn, so könnte man fragen, hat überhaupt noch unser Gebet? Ist es nicht hauptsächlich ein Versuch, unsere Nerven zu beruhigen? In der Tat werden Gebet und Meditation oft als nahezu identisch gesehen. Es ist sicher richtig, dass ein Gebet oft einen beruhigenden Einfluss auf uns ausübt, so dass es uns erleichtert und zum Atemholen der Seele dienen kann. Würde sich das Gebet in dieser Funktion erschöpfen, wäre es kein Dialog mit Gott, sondern gleichsam mit uns selbst oder der uns umgebenden Welt.

Dietrich Bonhoeffer hat uns zum tieferen Sinn des Gebets zurückgeführt, als er bekannte: "Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige und verantwortliche Taten wartet und antwortet." Sodann erinnerte er uns daran: "Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott." Wenn wir mit Gott reden, rennen wir nicht gegen eine Wand an und versuchen auch nicht, unser Schicksal irgendwie zu beeinflussen, sondern wir reden mit dem, der uns zum Gebet auffordert und von dem Jesus sagt: "Dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten."

Hier zeigt sich das Neue und Erstaunliche bei Jesus. Für ihn war Gott kein ferner Gott, der so unnahbar war, dass man im Judentum nicht einmal seinen Namen auszusprechen wagte und ihn mit Umschreibungen versehen musste. Jesus konnte von Gott als seinem Vater reden. Damit hatte das Verhältnis zu Gott einen personalen Bezug gewonnen, denn er war persönlich, nahbar und teilnahmsvoll geworden. Doch könnte man einwenden, dass in einer patriarchalischen Gesellschaft, in der Jesus lebte, ein Vater auch bedrohliche Züge annehmen konnte. Konnte er nicht gleichsam zum Tyrannen werden, dem man sich nur in völliger Unterwerfung nähern durfte und der schließlich apodiktisch unser Geschick bestimmen würde?

Jesus ließ niemals Zweifel daran, dass Gott nicht einer unseresgleichen sei. Selbst in seiner gnädigen Herablassung als Vater ist Gott immer noch Gott und deshalb haushoch über uns erhaben. Dies ist jedoch zugleich die einzige Hoffnung, dass unsere Gebete wirklich erhört werden können. Stünde Gott auf unserer Stufe, wären einer Gebetserfüllung immer sehr enge Grenzen gesetzt. Jesus redete aber nicht von Gott dem Vater im patriarchalischen Sinn, sondern wenn er hier Vater sagte, gebrauchte er die gleiche Anrede, mit der ein kleines Kind seinen Vater anspricht. So zeigt sich ein Vertrauensverhältnis, das nicht mehr durch Distanzierung gekennzeichnet ist, sondern durch ein kindhaftes Sich-Einlassen auf den, dem wir letztlich unser Leben und Wohlbefinden verdanken. Das Wichtigste jedoch ist, dass Jesus nicht nur von seinem Vater redete, sondern seine Anhänger in dieses Vertrauensverhältnis mit hineinnahm und davon sprach, dass sein Vater auch ihr Vater sei. So führte er sie auch in das Gebet ein, das uns allen als das Vaterunser zu eigen ist.

Das Vaterunser ist nicht nur sehr viel kürzer als die damals üblichen jüdischen Gebete, sondern es ist auch nicht als Katalog von Bitten und Forderungen strukturiert, eine Form, die wir oft bevorzugen. Um den Sinn des Gebets richtig zu verstehen, müssen wir den oben zitierten zweiten Satz Dietrich Bonhoeffers bedenken, dass Gott nicht all das erfüllt, was wir uns wünschen, sondern dass er vor allem seine Verheißungen erfüllt. Wenn wir erkennen, dass im Mittelpunkt unseres Betens Gottes Verheißungen stehen, kann auch bei uns das Gebet zum Zentrum unseres Glaubens werden.

3. Beten - Zentrum des christlichen Glaubens

Am Vaterunser, dem beispielhaften Gebet, das Jesus uns lehrte, bemerken wir, dass ein Gebet Gott zum Zentrum haben soll und nicht uns selbst. Der Sinn eines Dialogs kann nicht darin bestehen, vor den anderen hinzutreten und unsere Anliegen vorzubringen, sondern zunächst müssen wir den Dialogpartner ernst nehmen und ihn als den erkennen, der er wirklich ist. Dabei fällt uns beim Gebet der ungeheure Gegensatz auf, dass wir den Gott, der im Himmel ist und damit einer ganz anderen Sphäre zugehört als wir selbst, unseren Vater nennen dürfen. Wenn sich irgendwo der Kern der christlichen Religion zeigt, dann in dieser Anrede. Die Macht, von der wir alle abhängen, die über unser Sein und Nichtsein entscheidet, ist keine umbarmherzige teilnahmslose Macht, sie ist kein Schicksalsfaden, der irgendwann abreißt, sondern sie ist der, zu dem wir Vater sagen dürfen. Wir dürfen zu ihm ein kindhaftes Vertrauen haben, dass letztlich er uns in seinen Händen hält und sich unser Wohl angelegen sein lässt.

Doch sogleich werden wir wieder auf die Wirklichkeit dieser Erde verwiesen. Obwohl er aller Menschen Vater ist, wird sein Name missachtet und durch den Schmutz gezogen. Sein Wille hat sich auf der Erde immer noch nicht durchgesetzt und viele Menschen leben so, als ob es Gott nicht gäbe. Auch sein ewiges Friedensreich ist immer eine noch zukünftige Größe, denn auf der Erde herrschen Krieg, Unfriede und Hunger. Deshalb wird in den ersten drei Bitten auf diese Lage Bezug genommen.

Ein Christ bittet zunächst nicht um sein Heil, sondern um das der Welt. Nicht sein eigenes Schicksal steht zunächst im Mittelpunkt, sondern das der *ganzen* Menschheit. Damit wird die Idee entkräftet, es handle sich beim Gebet um einen Exklusiv-Dialog zwischen Gott und uns. Ein Gebet, bei dem es nur um mich und meine Wünsche geht, verdient diesen Namen nicht, sondern es ist eine egoistische Privatveranstaltung. Natürlich hat uns Jesus auch ermuntert, Gott um alles zu bitten, was uns bedrückt. Doch das Alleinsein in unserer Kammer, hinter verschlossener Tür, zu dem uns Jesus mahnt, darf zu keiner Privatangelegenheit werden. Als Christen liegt uns zu allererst das Heil dieser Welt am Herzen. Deshalb beten wir "Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf der Erde."

Selbst im Blick auf diese Welt verfallen wir im Gebet keinen utopischen Träumereien. Wir beten nicht naiv für ein friedvolles Miteinanderleben der Menschen und dafür, dass all unsere Probleme verschwinden und sich jeder mit dem anderen verträgt, sondern Christen setzen viel tiefer an. Sie beten dafür, dass sich Gottes Wille durchsetze und sein Reich komme. Erst wenn Gott auch die Regentschaft auf dieser Erde antritt, können wir erwarten und hoffen, dass sich auf unserer Erde eine bessere Lage ergibt.

Wenn wir uns die drei Bitten ansehen, die sich mehr auf uns beziehen, die Bitte um das tägliche Brot, um den Schulderlass und die Bewahrung vor der Versuchung, so schließen sich diese nahtlos an die vorhergehenden Bitten an. Wir werden nicht einfach um das tägliche Brot be-

ten, sondern dass das Lebensbrot, das Brot des ewigen Lebens, uns heute schon gegeben werde. Ähnlich bitten wir darum, dass uns nicht erst im Endgericht, sondern schon heute unsere Schuld erlassen wird. Und schließlich erleben wir Errettung von dem Bösen, so dass wir im Tumult dieser Welt nicht in unserer christlichen Existenz Schiffbruch erleiden. Der Dialog mit Gott wird damit zu einer Bitte, dass die endzeitliche Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde schon jetzt unser Leben präge.

Von der Erfahrung, dass Gott auf diese Bitten eingeht, werden die früheren Aufforderungen Jesu nach einer neuen, das heißt christlichen Existenzweise sinnvoll. Weil der Christ durch sein Gebet auf Gott hin gerichtet ist, stellen sich bei ihm andere Prioritäten als bei jemandem, der diese Ausrichtung nicht teilt. Beten bedeutet also, dass wir uns immer wieder bewusst an Gott und seinem Willen ausrichten und von Gott her selbst die Kraft bekommen, in seiner Nachfolge zu leben. Dies wird ebenfalls in der abschließenden Ermahnung Jesu deutlich: "Denn wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergeht, dann wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben." Hier wird kein Rechenexempel nach dem Gesetz der Gegenseitigkeit statuiert, sondern, wie in dem vorhergehenden Vaterunsergebet schon ausgedrückt, bitten wir um Erlass unserer Schuld, so dass wir gleichfalls in der Freiheit der Kinder Gottes nicht anders als großzügig sein können. Das Gebetsleben eines Christen darf man so nicht auf eine Sphäre der Innerlichkeit begrenzen, sondern es prägt und formt den ganzen Menschen. Dass wir uns selbst vom Gebet prägen lassen und den Dialog mit Gott wieder wagen - wie unbeholfen wir auch dabei sein mögen -, damit andere ebenso durch uns geprägt werden, das ist das Anliegen Jesu in diesem Text.

X. Worauf man bauen soll

Wer diese meine Worte hört und danach handelt, ist wie ein kluger Mann, der sein Haus auf Fels baute. Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein; denn es war auf Fels gebaut. Wer aber meine Worte hört und nicht danach handelt, ist wie ein unvernünftiger Mann, der sein Haus auf Sand baute. Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es ein und wurde völlig zerstört.

Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten.

Matthäus 7,24-29

Kein anderer Teil der Lehre Jesu hat die Menschen immer wieder so in Atem gehalten und beunruhigt wie die Bergpredigt. Wenn wir uns nun dem Abschluss der Bergpredigt zuwenden, können wir verstehen, dass der Evangelist schreibt: Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre." Man muss in der Tat betroffen sein, wenn man

hört, wie Jesus das Gesetz auslegt und im eigenen Leben erfährt, wie weit man noch sowohl von der von Jesus geforderten neuen Gerechtigkeit als auch von der von ihm abgelehnten Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten entfernt ist. Wenn der Evangelist aber davon spricht, dass die Bergpredigt zur Betroffenheit führt, dann ist noch etwas ganz anderes gemeint.

1. Die Bergpredigt führt zur Betroffenheit

Die Menschen, die Jesus zuhörten, waren nicht allein deswegen betroffen, weil Jesus sie gescholten und ihnen klar gemacht hatte, dass sie noch weit von seinen Forderungen entfernt seien. Die Bergpredigt Jesu führte die Menschen zur Betroffenheit, weil sie einer ganz anderen Qualität der Auslegung des göttlichen Willens begegneten, als sie es sonst gewohnt waren. Durch diese Predigt wurden sie unmittelbar mit Gott und seinem Wort konfrontiert. Es gab kein Wenn und Aber oder ein Falls und Vielleicht; Jesu Rede war direkt, uneingeschränkt und in göttlicher Vollmacht.

Man kann die Bergpredigt auch in Analogie zur ersten Bergpredigt sehen, als Gott am Berg Sinai dem von ihm erwählten Volk sein Gesetz verkündete. Sofort verbreitete sich Angst, Furcht und Bestürzung, und das Volk versuchte daraufhin, das Gesetz durch "Dienst nach Vorschrift" zu entschärfen und einzuengen. Was einst als Zuspruch Gottes, als Anleitung zum gottgemäßen Handeln gegeben wurde, wurde immer mehr in das Gegenteil verkehrt. Man bemühte sich, sich des Gesetzes Gottes zu bemächtigen und es durch geschickte Interpretation so zu fassen, dass es in all seinen Details erfüllbar wäre. So schuf man einen riesigen Gesetzeskodex, der das Leben bis ins einzelne regelte. Diese jüdische Gesetzlichkeit, die auch teilweise ins Christentum eindrang, wurde später im Islam weiter ausgearbeitet.

Man hatte jedoch vergessen, dass sich Gottes Wille nicht in Einzelschriften einfangen lässt, denn Gott schuf den Menschen zu seinem verantwortlichen Mitarbeiter, den er nicht zur leblosen Marionette degradieren will. Das Gesetz eröffnet uns einen Freiraum, innerhalb dessen sich Leben entfalten kann, das in seiner Gestaltung niemals zu Ende kommen wird. Statt Detailvorschriften minutiös befolgen zu müssen, dürfen wir uns in dem von Gott gegebenen Freiraum als Söhne und Töchter Gottes und Glieder seines Bundesvolkes bewähren. Indem Jesus einen Berg bestieg und dort zu seinen Zuhörern predigte, wollte er sie zur ersten "Bergpredigt" am Sinai zurückführen, zu der Unmittelbarkeit Gottes und zur Freiheit der Kinder Gottes.

Doch ist die Wirkungsgeschichte der Bergpredigt ähnlich verlaufen wie die Wirkungsgeschichte des Gesetzes vom Sinai. Man reagierte betroffen darauf, dass einem jetzt alle eingebauten Sicherungen weggenommen werden sollten und man sich gleichsam im freien Raum als Kinder Gottes bewähren konnte. So wich man entweder auf den radikalen Flügel aus und errichtete strenge Einzelgesetze, an die man sich halten und die man nach Erfüllung abhaken konnte. Daran glaubte man ablesen zu können, wieweit man schon dem Willen Gottes gemäß lebte. Zum Beispiel verzichtete man - wie in den mittelalterlichen Bettelorden - auf jeglichen Besitz oder lehnte - wie bei den Wiedertäufern - den Eid rigoros ab oder wollte im Falle der böhmischen Brüder dem Übel nicht widerstehen. Die meisten Menschen schlossen sich aber einer gemäßigten Richtung an, nach der man sich die Bergpredigt zwar anhörte, sie auch für schön und gut erachtete, aber für das eigene Leben nur unter beträchtlichen Abschwächungen für durchführbar hielt. So hatte man sich allerdings um die Forderungen der Bergpredigt her-

umgemogelt. Im Prinzip verfuhr man aber auch nicht anders als die Radikalen, die die Beispiele Jesu zu verbindlichen Gesetzen umfunktionierten.

Bei der Radikalisierung wie auch der Relativierung der Bergpredigt übersah man, wer in der Bergpredigt zu uns spricht. Es spricht hier nicht irgendein Mensch, auch nicht ein besonders begabter Prophet, sondern Gott selbst. Wenn jemand behauptet, er lege das göttliche Gesetz so verbindlich aus wie es Jesus tat, dann kann diese Behauptung nur aus zwei Möglichkeiten entspringen: entweder er ist von Sinnen und redet wirr oder er ist wirklich der, als den ihn das Neue Testament bezeugt: Gott in menschlicher Gestalt. Im letzteren Fall, wenn Gott hier selbst spricht, erschöpft sich die Auslegung des Gesetzes nicht in Detailfragen. Die Bergpredigt ist dann auch kein Gesetz, dem man sich in irgendeiner Weise entziehen könnte, sondern in ihm wird man mit Gott selbst konfrontiert und mit der Frage, ob man Gott nachfolgen will oder nicht.

Wirkliche Betroffenheit ergibt sich aus der Erkenntnis, dass wir nicht so weiterleben können wie bisher, auch nicht in wesentlich intensiverer Weise. Uns wird hier die Frage nach dem Ansatzpunkt und der Ausrichtung unseres Lebens gestellt. Leben wir von Gott her auf Gott zu, oder ist er nur eine Randerscheinung in unserem Leben, deren wir uns bedienen, wenn wir ein bestimmtes Bedürfnis empfinden oder wenn es uns nutzbringend zu sein scheint? Wir können also nicht so weiterleben wie bisher, sondern müssen unser Leben ganz neu überdenken. Damit zeigt uns die Bergpredigt die Relativität unserer eigenen Lebensplanung auf.

2. Die Bergpredigt führt uns in die Relativität

Nichts erschüttert einen Menschen so sehr, als wenn er bemerkt, dass er sein Leben nicht unter Kontrolle hat. Man sieht das zum Beispiel bei einem Krankenhauspatienten, der sich mit den Augen hilfeschend an den Arzt bei der Visite klammert, da er noch nicht weiß, wie dessen Diagnose ausfällt. Auch bei Mitarbeitern an der Universität erlebe ich diese Erschütterung immer wieder, wenn etwa Zeitverträge, die nicht mehr verlängert werden können, auslaufen, und der Betreffende noch kein neues Beschäftigungsverhältnis gefunden hat. Plötzlich wird dann die Beschäftigung an der Universität, die man vorher gerne annahm, um promovieren oder sich habilitieren zu können, als unnütze Verschwendung deklariert. Oder denken wir an die Unsicherheit, die sich bei einer jungen Liebe ergibt, wenn die Spielregeln noch nicht klar erkennbar sind und man noch nicht weiß, ob einem der Partner auch weiterhin treu bleibt. Die Gefühle eines Verliebten schwanken dabei von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt, je nachdem, ob die Liebe weiter blüht oder nicht.

Um Situationen zu entfliehen, die für uns unangenehm sind und unserem auf Ordnung angelegten Leben widerstreben, versuchen wir unser Leben in jeder Hinsicht abzusichern. Wir errichten ein soziales Netz der Sicherheit, schließen Tarifabkommen ab und bauen an einem Generationenvertrag. Das Leben soll überschaubar und die Risiken kalkulierbar werden. Wir lieben keine Überraschungen, außer wir bereiten sie selbst vor. Doch erfahren wir immer wieder, dass unser Leben nur durch den Tod abgeschlossen und überschaubar wird. Bis dahin ist es mit Hoffnung auf die Zukunft hin gefüllt. Wir können es in dieser oder jener Weise zu sichern versuchen, aber über die Zukunft des Lebens selbst können wir nicht verfügen. So sprechen Vertreter der Existenzphilosophie zu Recht davon, dass zuerst die Existenz komme und man erst aus der gelebten Existenz feste Regeln ableiten könne. Als einziges könne man vom Dasein sagen, dass es ein Sein zum Tode sei.

Es ist auch seltsam, dass für das Leben auch die selbst erfahrene Geschichte ein schlechter Lehrmeister ist. Durch zwei verheerende Weltkriege und die nachfolgenden drastischen Geldentwertungen hätten wir merken müssen, dass uns die Sicherung des Lebens nicht gelingt. Als man in utopischer Verblendung ein tausendjähriges Reich schaffen wollte, hätte es klar sein müssen, dass ein Reich nur so lange bestehen kann, wie es der größere Kontext der Völkergemeinschaft zulässt. Heute sprechen wir deshalb realistischer von globalen Lösungen. Daran ist richtig, dass weder Menschen noch Völker voneinander isoliert Überleben und gedeihen können. Wir bemerken, dass unser Überleben von der Solidarität der globalen menschlichen Gemeinschaft abhängt. Wenngleich wir global zu denken versuchen, ist unser Gesichtshorizont immer noch zu begrenzt, denn auch als Solidargemeinschaft auf diesem Planeten haben wir unser Leben und die Zukunft immer noch nicht im Griff.

In einer begrenzten Welt, wie sie unsere Erde und das sie umgebende Universum darstellen, sind unseren Versuchen nach Absicherung und Beherrschung Grenzen gesetzt. Jesus zeigt das beispielhaft an den zwei Extremlagen auf, die wir zum Hausbau benutzen können, den Felsgrund oder den Sandboden. Nach außen hin gesehen unterscheidet sich das eine Haus nicht vom anderen. Die Überlebenschancen des einen sind jedoch vom anderen wesentlich verschieden. Wenn die Stürme zu toben beginnen, hat nur das Haus Bestand, das fest gegründet ist. Jesus sagt sehr drastisch von dem auf Sand gebauten Haus: "Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es ein und wurde völlig zerstört."

Wir können dieses Gleichnis auf die Gegenwart beziehen und zustimmend bekennen, wie unsere solidesten Pläne und Berechnungen immer wieder über den Haufen geworfen werden. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: "Der Mensch denkt und Gott lenkt." Mögen wir noch so viele Pläne haben und überzeugt sein, dass sie wirklich ausgeführt werden können, doch wie schnell kann eine plötzlich auftretende Krankheit oder ein Unfall unsere besten Pläne und unsere sichersten Berechnungen zunichte machen. Wenn wir nur von uns aus planen und von dem ausgehen, was uns zur Verfügung steht, haben wir unsicheren Sandboden unter uns, und wir wissen nicht, wie lange unsere Pläne überdauern.

Wenn Jesus von zwei Fundamenten spricht, auf die man bauen kann und vom Wolkenbruch, den tobenden Wassermassen und Stürmen, bezieht er sich nicht nur auf unsere gegenwärtige Erfahrung. Er weist dann gleichsam auf das Fazit der letzten Tage hin: Wer auf Sand baut, hat am Ende eine Katastrophe zu erwarten, wer jedoch auf Fels baut, dessen Heim bleibt bestehen. Luther hat das in seiner Auslegung zum ersten Gebot sinngemäß etwa so umschrieben: Ohne Vertrauen auf etwas kann kein Mensch leben. Deshalb vertraut jeder auf etwas, das gleichsam zu seinem Gott wird. Wichtig ist jedoch nicht, dass wir auf etwas bauen, sondern dass sich der Gegenstand unseres Vertrauens als vertrauenswürdig erweist. Vertrauenswürdigkeit, so sagt uns Jesus, kann jedoch kein Fundament sein, bei dem Gott unberücksichtigt bleibt. "Wer aber mein Wort hört und nicht danach handelt, ist wie ein unvernünftiger Mann." Echte Festigkeit für unseren Lebensplan bekommen wir nur, wenn wir Jesu Wort nicht nur anhören, sondern es auch befolgen.

3. Die Bergpredigt gibt eine neue Festigkeit

Jesus ruft uns durch die Bergpredigt auf, dass wir unser Leben auf Gott hin ausrichten und von Gott her leben. Wenn wir dies für unser Leben beachten, sind wir der Relativität und Un-

gewissheit enthoben, ob das, was wir uns vorgenommen und geplant haben, auch wirklich durchführbar ist. Wenn wir von Gott her unser Leben zu leben versuchen, sind wir mit der Macht in Verbindung getreten, der letztlich alle anderen Mächte zu Füßen liegen müssen. Somit wird deutlich, dass ein Leben, das auf Gott und seinen Willen hin ausgerichtet ist, sein Ziel nicht verfehlen kann. Gott selbst wird dafür sorgen, dass es sein Ziel findet. So sind wir der fatalen Lage enthoben, als müssten wir selbst unser eigener Erlöser und Retter sein oder der der ganzen Menschheit. Solch ein Kampf mit Windmühlenflügeln ist niemals zu gewinnen, sondern kann nur in Verbissenheit, Verbitterung und letztlich Resignation enden.

Wenn wir unser Leben von Gott her auf ihn hin leben, werden sich auch neue Prioritäten für uns ergeben. Was uns bisher wichtig gewesen ist, wird oft den zweiten Platz einnehmen und manches davon sogar als unwichtig abgetan werden. - Als ich einmal ein griechisches Kloster besuchte, hat mich sehr beeindruckt, wie ein junger Abt sagte: "Um heute Mönch zu werden, muss man Revolutionär sein." Man könnte auch sagen, um heute Christ zu sein, muss man Revolutionär sein. Das heißt nicht, dass man jetzt plötzlich Barrikaden stürmt und sich diesen oder jenen Protestmärschen anschließt. Dies kann zwar auch gefordert sein, aber zu allererst ist wichtig, dass wir unser eigenes Leben revolutionieren.

Wir können nicht in unserem Leben die Welt regieren lassen und im Herzen Christ sein. Christ sein, so sagt es praktisch jeder Vers der Bergpredigt, erfordert totale Hingabe. Das bedeutet nicht, dass wir plötzlich ständig zu beten hätten oder allen Freuden des Lebens entsagen müssten. Allerdings werden wir uns bei jeder Entscheidung fragen, ob wir sie vor Gott verantworten können oder nicht. Jesu lapidare Feststellung, dass niemand zwei Herren dienen könne, ist eine sachgemäße Zusammenfassung aller Leitlinien, die uns in der Bergpredigt begegnen. Wenn unser christlicher Glaube den Tod der tausend Qualifikationen stirbt und unser Leben nur aus Kompromissen besteht, bauen wir weiterhin auf Sand.

Viele erfahrene Menschen werden einwenden, das Leben bestehe zumeist aus Kompromissen. Sie haben sicher in dieser Hinsicht recht. Auch wir werden oft in ethische Konfliktsituationen hineingestellt, in denen wir genau wissen, dass weder die eine noch die andere Entscheidung richtig ist. Hier bleibt uns nichts anderes übrig, als tapfer zu sündigen, gewissenhaft nach dem kleineren Übel zu suchen und uns schweren Herzens dann dafür entscheiden. So sind wir immer wieder auf die vergehende Gnade Gottes angewiesen. Dass es diese Gnade gibt, wir mit ihr rechnen dürfen und auf sie vertrauen können, wird auch in der Bergpredigt vorausgesetzt. Der Gott, der uns in der Bergpredigt begegnet, wird schließlich unser Vater genannt. Aber dieser Gott ist gleichfalls ein Gott, der sich nicht verspotten lässt.

Wie Gebet kein Ersatz für nötigen Fleiß ist, so ist die billige Ausrede, dass wir doch gar nicht wussten, was wir taten und dass wir doch das Beste wollten, keine Entschuldigung dafür, dass wir uns unser Christsein zu leicht gemacht haben. Wenn wir allerdings unser Leben bewusst darauf hin ansehen, wie wir von Gott her und auf ihn hin leben können, werden wir schnell bemerken, dass Jesu Verheißung, sein Joch sei leicht, sich bewahrheitet. Christ sein bedeutet nicht Melancholie oder Niedergeschlagenheit, sondern Zuversicht, dass der Fels, auf den wir bauen, bis zum Ende und darüber hinaus Bestand hat.

Somit endet die Bergpredigt mit der großen Verheißung, um derentwillen es sich lohnt, Christ zu sein: Unser Leben gewinnt durch Gottes Gnade und sein uns leitendes Wort neue Festigkeit, so dass wir mit seiner Hilfe allen Stürmen der Zeit auch über diese Zeit hinaus trotzen können.